



"A planter's house, Barbados"

und

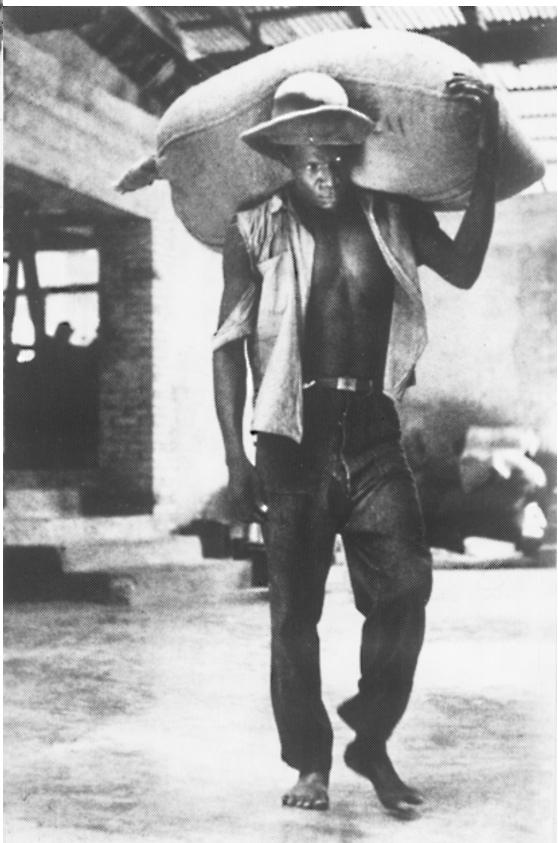
"Trash huts on the edge of the high woods, Trinidad", beide aus Sir Frederick Treves, *The Cradle of the Deep*, 1908





Nearby the old factory tower at Port Royal stands a typical sugar worker

"A typical sugar worker", aus Peter Abrahams, *Jamaica: An Island Mosaic*, 1957.



"Kaffee-Arbeiter", aus Ingrid Bachér, *Karibische Fahrt*, 1961.

## **Zusammenfassung: Wie sich Kontakt mit anderer Kultur darstellt**

Der betrachtete Diskurs, wie er von europäisch geprägten Reisenden recht unterschiedlicher Motivation über die Karibik geführt wird, weist augenfällig konstante Merkmale auf. Über alle Unterschiede der verschiedenen Unternehmungen und alle Veränderungen der Perspektive durch die Epochen hinaus lassen sich verbindende Züge in der Haltung des Gros der Ankömmlinge fremder Kultur gegenüber ableiten, die fortbestehen. Ausnahmen und Gegenbeispiele, die bei jeder der im einzelnen betrachteten Arten unterwegs zu sein in Erscheinung traten, bleiben bei Abstraktion der übergreifenden Systematik zunächst unberücksichtigt. So verschieden die Vorhaben, die mit einer Reise in die Karibik verknüpft werden, sich auch ausnehmen, stehen sie doch in engem Zusammenhang miteinander. Nicht nur als Berichterstatter unterschiedlicher Perspektive nehmen die Reisenden Bezug aufeinander und tragen zu einem gemeinsamen Diskurs bei, sondern auch ihre Unternehmungen stehen in Wechselbeziehung, bauen eine auf der anderen auf, ergänzen sich gegenseitig, gehen ineinander über und lösen einander ab. Auch wenn die zugrundeliegenden Motive für bestimmte Epochen besonders charakteristisch sind, bestehen sie bis heute nebeneinander fort und überschneiden sich. Ihre Verflechtung wird schon an den Autoren deutlich, von denen viele sowohl eine als auch andere Ambitionen erkennen lassen: Eroberer treten gelegentlich auch als Forscher auf, Forscher und Dienstverpflichtete profilieren sich nicht selten als Abenteurer, Flüchtlinge oder Verschleppte als Entdecker, Reisereporter geben sich gerne als bloße Touristen aus und Vergnügenssucher als Abenteurer oder Entdecker. Denkbar wäre sogar ein Reisender, der sämtliche aufgetretenen Motive unterwegs zu sein verkörpert; denn die unterschiedlichen Aspekte sind durchaus miteinander vereinbar und stellen, im Rahmen des ganzen Diskurses betrachtet, gleichsam ein einziges Unterfangen dar. Die Entdeckung bedeutet gleichzeitig Eroberung und wird durch ideologische, ökonomische und administrative Durchdringung ergänzt. Die Erforschung erweitert die Macht durch Wissen. Abenteurer sowie Flüchtlinge, die der heimischen Gesellschaft den Rücken kehren, werden unversehens zu neuen Pionieren der kolonialen Gesellschaft, unabhängige Berichterstatter zu Inspektoren. Geladene Besucher festigen die Beziehungen zum

Mutterland. Mit Hilfe der Touristen wird die Verwertung auch auf unbewegliche Güter und entlegene Winkel ausgedehnt. – Auch in der zeitlichen Aufeinanderfolge der unterschiedlichen Kontaktversuche zeichnet sich, bei allem Wandel der Ansätze, vor allem Kontinuität ab. Denn einer baut auf dem anderen auf und trägt seinerseits die fernere Entwicklung mit, die, insgesamt besehen, nicht unbedingt zwingend folgerichtige, aber planmäßige Züge erkennen läßt. Der Entdeckung folgt Eroberung, darauf die Besiedelung unter Anleitung von Experten. Die Niederlassung begünstigt die Erforschung. Der Fußhalt von Kenntnis und ökonomischer Nutzung zieht Auswanderer und Abenteurer an. Die formierte Kolonialgesellschaft wird laufender Inspektion unterzogen. Die geregelten Verhältnisse rufen verstärkten Besuchsverkehr auf den Plan. – Mittlerweile erübrigts sich zwar die Eroberung der Fremde, doch militärische Interventionen von europäischer oder US-amerikanischer Seite zeigen allenthalben, daß der Anspruch auf Kontrolle auch in den dekolonisierten Gebieten lebendig bleibt. Die Anleitung zur Nutzung und kulturellen Angleichung durch europäische Experten ist nicht etwa überlebt, sondern setzt sich fort, wenn auch in gemäßigter Form. Die Erforschung des Fremden ist mit der Bestandsaufnahme zu Zeiten der Etablierung der Wissenschaften nicht gänzlich abgeschlossen, sondern findet neue Aufgaben. Gesellschaftliche Freiräume ziehen immer noch Abenteurer und Flüchtlinge nach Übersee. Die Inspektion der Karibik als Krisenherd bleibt nach wie vor aktuell. Und der Besuchsverkehr, institutionalisiert in Form einer blühenden Tourismusindustrie, erklimmt laufend neue Höhen und entfaltet seine integrative Wirkung.

Die vielfältigen so zusammenhängenden wie kontinuierlichen Reiseaktivitäten verbindet eine Systematik, die sich wesentlich vom europäischen Projekt globaler Expansion bestimmt erweist. Reisende mit den verschiedensten Motiven vereinnahmen die Karibik im Kontext ihres Unternehmens auf spezifische Weise und oktroyieren dem Kontakt die eigenen Spielregeln. Jeder steuert mit seinem Vorhaben wie mit seiner Darstellung auch einen Beitrag zur Aneignung und Verwertung der Fremde im eigenen Interesse bei, der sich mit dem reisender Vorgänger und diverser paralleler Projekte der Nutznutzung vereint, ob nun unverhohlen Eroberung betrieben, die Karibik in beruflicher Mission durchdrungen, die Andersartigkeit von Land und Leuten forschend bewältigt, mit der Konfrontation die persönliche Selbstverwirklichung vorangetrieben, der konstruktive Beitrag unter dem Druck zwingender Umstände geleistet, die Karibik als Krisenherd inspiriert, eine Einladung zur Bekannschaftspflege wahrgenommen oder die Aneignung auf der Suche nach persönlichem Vergnügen privatisiert wird. So gut die Abstimmung der unterschiedlichen und vielfach

konkurrierenden europäischen Interessen auf einen zentralen Verwertungsanspruch im großen und ganzen funktioniert, so sehr mangelt es den konzertierten Bemühungen an adäquater Abstimmung auf das Fremde, das sie vorfinden.

\*

Absichten und Erwartungen der Reisenden stehen zwar in engem Zusammenhang mit dem jeweiligen Projekt, das sie zur Reise bewegt, aber so unterschiedliche Vorstellungen sich etwa Eroberer und Touristen auch von ihrer Fahrt machen, vereint alle doch ein gemeinsames Vorverständnis, das sie sich auf ihre Art als Entdecker fühlen lässt. Die zu entdeckende Fremde ist für sie vor allem ein Freiraum unbeschränkter Möglichkeiten, den sie als ihren jeweiligen Zwecken zur Verfügung stehend betrachten. Entdecken bezieht sich bei ihnen in erster Linie auf öffentliche oder private Nutzungsmöglichkeiten für die eigene Partei. Der Fund berechtigt in ihrer Überzeugung gleichzeitig zur Inanspruchnahme seiner Vorteile. Eroberer, Dienstreisende, Forscher und öffentliche Berichterstatter fühlen sich dabei von ihrem gesellschaftlichen Auftrag legitimiert. Sie sind der Überzeugung, ihre Zwecke in einem höheren Interesse zu verfolgen. Idealisierende Konzepte verklären die konkreteren Ziele. Die Verantwortung wird einer höheren Instanz übertragen. Reisende mit privaten Motiven, wie Abenteurer, Flüchtlinge, geladene Besucher oder Touristen, verwenden ebenfalls Mühe darauf, ihr Unterfangen in den Augen der Ihren akzeptabel erscheinen zu lassen, und betonen wechselweise nützliche wie harmlose Aspekte daran. Die Tatsache, daß die Fremde bereits unter europäischem Einfluß steht, ermutigt sie dazu, das Gebotene in Anspruch zu nehmen; denn sie leiten daraus ab, daß auch ihnen ein Anrecht auf die Freiheit dort zustehe, zumal sie sich als Besucher nur auf harmlose Aktivitäten beschränkten. Oder sie weisen darauf hin, daß der Druck heimischer Sozialisation ihr Bedürfnis nach dem Ortswechsel erzeuge und ihnen Entschädigung zukomme, wenn sie nicht sogar eine Aufruforderung zur Reise anführen können, die eine Legitimation von seiten Dritter beinhaltet. – In der Regel gehen beide Motive, allgemeinen Nutzen zu schaffen sowie eigene Emanzipation zu betreiben, Hand in Hand. Einerseits gründet sich das Selbstverständnis der Reisenden darauf, dem Gemeinwohl mit der Reise einen Dienst zu erweisen: den christlichen Glauben zu verbreiten, zivilisatorischen Einfluß auszuüben, zu kultivieren in dem Sinn, effektive Nutzung des natürlichen und menschlichen Potentials anzuregen, Konflikte zu schlichten, Wissen zu schaffen, Völkerverständigung zu betreiben etc.. Andererseits nehmen sie die Chance wahr, in der Fremde selbst besser zum Zuge zu kommen, als die Einschränkungen heimischer Verhältnisse es ihnen gestatten, und wenigstens temporär zu

machen, was sie wirklich wollen: bloße Neugier befriedigen, Abwechslung genießen, ihre Karriere vorantreiben, in eine gehobene Lebensform aufsteigen, ungehindert persönlichem Vergnügen nachgehen, verdrängte menschliche Bedürfnisse ausleben etc.. – In beiderlei Hinsicht zeigen sie sich von bindenden Überzeugungen geleitet, die dem eigenen Kontext entstammen, setzen die eigenen Maßstäbe an und stützen sich auf die überlegene militärische oder etablierte strukturelle Macht Europas, um die beabsichtigte Wirkung durchzusetzen. Zwar nehmen sie häufig vorbehaltlose Neutralität für sich in Anspruch oder verschieben die Verantwortung für ihr Vorgehen, doch, ob privat oder gesellschaftlich motiviert, richten sie sich unbeirrt auf die Wahrnehmung eigenen Vorteils, sei es mit dem Selbstbewußtsein als Träger allgemeinen Fortschritts oder mit dem Opportunismus der Selbstverwirklichung. Vertretern anderer Kultur wird unter dem überwiegend selbstgerechten europäischen Vorverständnis von vornherein nur eingeschränkte eigene Bedeutung beigemessen. Sie gelten entweder als untergeordneter Teil der freien Natur oder als Gegner in der Konkurrenz um die Durchsetzung berechtigter Ansprüche. Zwar zieht ihre exotische Andersartigkeit gewisse Neugier auf sich, aber gleichzeitig treten Vorbehalte dagegen in Erscheinung. Fremde Lebensart erregt notorisch den Verdacht, in Opposition zur eigenen Ordnung zu stehen, und nährt die Befürchtung, diese außer Kraft zu setzen. So wird andere Kultur kaum je als gültige Alternative in Betracht gezogen, sondern als seltsamer Irrweg der Entwicklung, an dem von vornherein nur für akzeptabel gelten kann, was sich der eigenen Vorstellung fügt. Zwar erklären viele, besonders Forscher und Abenteurer, ihr aufgeschlossenes Interesse daran, doch vorwiegend in theoretischem Sinn. Das Fehlen traditionsreicher Beziehungen zur Fremde lässt wenig Rücksicht aufkommen. Militärische und technologische Überlegenheit mindert die Achtung der Europäer dafür. Interessant sind fremde Lebensformen besonders als Relikte einer archaischen Vergangenheit, aus denen Aufschluß über die Entwicklung der Menschheit zu gewinnen sei. Der vielfach beschworene Reiz des Exotischen und Ursprünglichen erscheint daher eher als rhetorische Schwärmerie. Kaum einer erwartet, mit den Anderen auf ihre Weise zu tun zu bekommen, sondern allgemein wird davon ausgegangen, die eigene Kultur im Kontakt mit ihnen beibehalten zu können. Für den Zweifelsfall ist man entschlossen, Widerstand der Anderen gegen das eigene Ansinnen zu überkommen und Widersprüche ihrer Ideologie zum eigenen Ideal zu beseitigen. Das Interesse der Europäer an anderer Kultur ist nicht etwa darauf gerichtet, sich selbst in den fremden Kontext einzubringen, sondern vielmehr das Fremde in den eigenen. Mit der starren Weltsicht, daß die eigene Kultur ein Entwicklungsziel verkörpert, das die Anderen erst noch erreichen müssen, und einer vielfach umfassenden Vorbildung, von der sie

überzeugt sind, daß sie alles Wissenswerte prinzipiell bereits einbegreift, sind sie gegen drohende Infragestellungen gewappnet und verstehen Fremdes schon im vorhinein als komplementäres Gegenstück zu den eigenen Vorstellungen, das es sich anzueignen oder zu bewältigen gilt. Unter dem Vorwand höherer Ideale oder legitimer Eigeninteressen fühlen sie sich berechtigt, auch im dortigen Rahmen zu machen, was sie für richtig halten, und blenden die Interessen der Anderen aus oder setzen sie mit den ihren gleich. Unter der Prämisse, die Entwicklung der Karibik zu fördern, haben sie vor allem die Förderung der eigenen Entwicklung im Auge.

Die Art der Ankömmlinge, Erfahrungen in der Karibik zu sammeln, weist ebenfalls signifikante Gemeinsamkeiten auf, einerlei ob sie auf Entdeckungen im Rahmen der Eroberung aus sind, eine zivilisatorische Mission verfolgen, die Auseinandersetzung in geistiger Form betreiben, die Konfrontation mit der Fremde als stimulierende Bewährungsprobe suchen, die gebotenen Chancen eines fernen Zufluchtsorts ausnützen, die Verhältnisse kritisch inspizieren, bestehende Bekanntschaften pflegen oder persönlichem Vergnügen nachgehen.

Ihr Vorgehen wird wesentlich vom Zusammenhang mit dem heimischen Kontext bestimmt, den sie in Erfüllung von Pflichten oder in ehrgeiziger Befriedigung von entstandenen Bedürfnissen über die Fremde ausdehnen. Sie pflegen die Kontinuität des Bekannten und suchen den schützenden Verband von Landsleuten, der ihnen Trost und Stärke in einer als feindlich angesehenen Ferne verleiht. Gruppenweises Vorgehen kennzeichnet nicht nur den militärisch disziplinierten Troß der Entdecker, sondern auch die in organisatorische Strukturen eingebundenen Dienstreisenden, nicht selten umfangreiche Forschungsexpeditionen sowie das Heer der Touristen. Auch Einzelreisende schließen sich gern zu Fahrgemeinschaften zusammen oder sammeln sich an bekannten Treffpunkten, wo sie unter sich sind. Das bevorzugt kollektive Auftreten verleiht ihren Unternehmungen den Charakter einer Invasion und bringt sie schon aufgrund der massiven Bedürfnisse in Gegensatz zu den Einheimischen, auf deren gastliche Fürsorge sie sich verlassen. – Wer gezwungen ist, vorübergehend allein in der Fremde zu bestehen, wie manche Forscher, Abenteurer oder Exilierte, beugt sich meist einem ideellen Fraktionszwang und handelt in unverbrüchlicher Loyalität zur Partei, für die er sich repräsentativ fühlt, etwa die Gemeinschaft der Wissenschaftler oder der Glaubensbrüder. Vertraute Verhaltensnormen entfalten eine erhöhte Bedeutung, da sie der eigenen Verunsicherung entgegenwirken, auch wenn sie in dem

fremden Kontext manchmal absurd anmuten. Für die Aufrechterhaltung der eigenen Ordnung wird bereitwillig ein Teil der persönlichen Handlungsfreiheit geopfert. Disziplinierende Gruppensolidarität beschneidet die Freiheit des einzelnen, Kontakte zu denen aufzunehmen, die nicht dazugehören. Es bilden sich Lager und Fronten, deren Grenzen nur im Tritt mit den eigenen Verbündeten oder mit deren ideologischer Schützenhilfe überschritten werden. Unter der Prämisse, daß die Anderen als potentielle Gegner zu beargwöhnen sind, richten sie ihr Interesse vordergründig auf die "freie Natur", von der sie überzeugt sind, daß sie allen zur Verfügung stände, und halten zunächst sicherer Abstand von den Vertretern anderer Kultur. Einhellig begeistert wenden sich Reisende aller Art der tropischen Natur zu, die sich für Neulinge zwar nicht als gänzlich ungefährlich herausstellt, aber von der kein tätlicher Widerspruch gegen die im Schilde geführten Verwertungsabsichten zu erwarten ist. Obwohl sie mit Unwillen gegen tropische Hitze und Moskitoplage, Desorientierung im unwegsamen Dschungel und Angst vor Haien, Schlangen, Krokodilen, tropischen Krankheiten und Hurrikanen zu ringen haben, bringen sie die Gefahren nicht davon ab, unbeirrt ihre paradiesische Schönheit zu preisen, um sie in der Folge, vielfach mit ökologischer Rücksichtslosigkeit, für die eigenen Zwecke zu vereinnahmen: Bodenschätzte abzubauen, Holz zu schlagen, exotische Tiere zu jagen, Plantagen anzulegen, Niederlassungen zu gründen etc.. Mit dem Anspruch der Kultivierung oder auch bloßen Genusses ihrer Vorzüge wird die Landschaft ohne wesentliche Konsideration ihrer Bewohner in Besitz genommen. Entdecker halten es häufig nicht einmal für nötig, sie davon in Kenntnis zu setzen, Forscher setzen ihre Kooperation voraus, Journalisten und Touristen meiden sie.

Die Schwelle der Berührungsangst überkommen die Eindringlinge in der Regel, indem sie entschlossen die Initiative ergreifen und durchsetzen, was in ihrer Absicht liegt. Ihre Gemeinschaft verleiht ihnen Mut und Stärke, die approbierten Zwecke heiligen ihre Mittel. Obwohl die Anderen ihnen selten feindselig entgegentreten, stehen sie mit ihrer fremden Kultur, die den Ankömmlingen als unberechenbar gilt, den europäischen Vorhaben im Wege. Statt auf die als harmlos und rührend primitiv Eingestuften einzugehen, werden dem Kontakt die eigenen Spielregeln aufgezwungen. Der Konflikt erscheint programmiert, einerlei ob die Anderen Entgegenkommen zeigen oder Widerstand leisten. Die Eroberer provozieren durch Raub und Erpressung häufig sogar gezielt ihren Widerstand, um sich gegen die als unkooperativ Gebrandmarkten um so skrupelloser durchsetzen zu können. Das Gros der späteren Reisenden hat es jedoch bereits mit Unterworfenen zu tun, denen gegenüber es genügt, an den strukturellen Zwang unter den von Europäern beherrschten

Verhältnissen zu appellieren, um Gehorsam zu erzielen. Oder sie werden den Europäern schon aufgrund von Freundlichkeiten, Versprechungen von Vergünstigungen und kleinen Geschenken willfährig. Ob mit Gewalt oder durch Einschüchterung, Bestechung und taktische Freundschaftsangebote, die Anderen werden gefügig gemacht und für die eigenen Zwecke eingespannt. Sie müssen sich nützlich machen, untergeordnete Dienste leisten, als Schauobjekte oder gelegentlich auch als Informanten herhalten und die Europäer vor allem mit dem Lebensnotwendigen versorgen. Das Verhältnis des Austausches ist regelmäßig ein asymmetrisches, in dem irreversibel festgelegt ist, wer herrscht und wer dient. Sie werden nicht als eigenständige Kommunikationspartner berücksichtigt, denen eigene Interessen und gleichwertige Behandlung zuständen, sondern mit geringfügigen Zugeständnissen abgespeist oder gar versklavt. Reziproke Verpflichtungen werden vermieden, nähere Beziehungen gescheut. Nur von exotischen Frauen geht latent eine reizvolle Versuchung aus, die sie zum geschätzten Objekt der Begierde für die in ihrer Mehrheit männlichen Reisenden macht. Doch auch die sexuelle Annäherung trägt Züge der Eroberung. Mit dem Geschlechtspartner eignen sich die Verwegenen, die über voyeuristisches Interesse hinausgehen, exemplarisch das Exotische an. Wenn eine Beziehung erwähnt und nicht, eingedenk der damit verbundenen Normverletzung, verschwiegen wird, ist sie von Unverbindlichkeit und kurzer Dauer gekennzeichnet. Mit der Durchsetzung des eigenen Willens erlischt das Interesse. Die Verantwortung für die Verführung wird notorisch den schamlos lasziven Exotinnen zugeschoben, die nicht nur generell zu Willen zu sein scheinen, sondern sich auch Vorteile damit erschleichen wollten. – Sich auf die Regeln einer anderen Kultur einzulassen, ist für die Europäer quasi tabu. Sie nehmen das Andersartige in seinen äußeren Erscheinungsformen zwar pauschal zur Kenntnis, betonen jedoch bevorzugt jene Züge daran, die sich dagegen verwenden lassen, wie etwa den Kannibalismus. Nur einzelne Kulturelemente, wie geschätzte Nahrungs- und Genussmittel oder bestimmte Verfahrensweisen, etwa Einbäume auszuhöhlen, werden gelegentlich zum eigenen Vorteil daraus übernommen. Im großen und ganzen erscheint das Andere ihnen im Vergleich zum Eigenen so mangelhaft wie undurchschaubar oder widersinnig. Selbst bloße Beobachter fühlen sich in der Regel von seinen seltsamen Aspekten beunruhigt oder gestört. Unter Maßgabe anderer Kultur können sie mit deren Vertretern nichts anfangen. Ihre Ausübung wird streng als gefährlicher Aberglaube oder nutzloser Humbug kritisiert und von den Trägern europäischer Autorität, wie Missionaren, Administratoren, Entwicklungshelfern, aber auch einzelnen Forschern und Abenteurern, die sich Autorität dazu anmaßen, wirksam eingeschränkt. Die Aktivitäten der Betreffenden richten sich im Kontakt mit den Anderen darauf, diese nicht nur kritisch

zu beobachten, sondern auch zu kontrollieren und zu erziehen. Das Andere soll ihnen ausgetrieben werden, um sie zu nützlichen Mitgliedern der europäisch bestimmten Gemeinschaft zu machen. Gelehrt wird neben der verbindlichen Ideologie des Christentums und zivilisierten Verhaltensweisen vor allem das regelmäßige Arbeiten. Subtile Methoden erfreuen sich bei den Europäern dabei zunehmend größerer Beliebtheit als der drastische Zwang mit der Peitsche in früheren Epochen, da die dringend benötigten Arbeitskräfte davon geschont werden. Verheißen von Belohnung oder Vergünstigungen bei Wohlverhalten gelten mit der Zeit als erfolgversprechender, einen zusätzlichen Anreiz für die Anderen zu schaffen, sich einzugliedern, als wirksamer als Druck allein. Wer trotzdem an den überkommenen Traditionen festhält und den verordneten Fortschritt verweigert, gilt als stur, dumm, eigensinnig oder subversiv und wird mit ausgrenzenden Maßnahmen sanktioniert. – Unter Maßgabe der hergebrachten europäischen Verhaltensnormen geht der Kontakt planmäßig an der Erfahrung anderer Kultur vorbei.

Das Bedürfnis der Reisenden nach Kontakt und Initiation in die fremde Umgebung konzentriert sich unter Umständen, die aufgrund der Mehrheit von Anderen weitgehend als befremdlich oder hostil empfunden werden, über die Gemeinschaft unter Mitreisenden hinaus vor allem auf die niedergelassenen Europäer. Sie erscheinen ihnen nicht nur als gleichwertige Partner und akzeptable Verbündete, sondern auch als maßgebliche und kundige Insider. Kontakt mit ihnen, die oft einen spektakulär luxuriösen Lebensstil pflegen, verheiße außerdem den Genuss des Privilegs, an einer gesellschaftlich höherwertigen Lebensform teilzuhaben. So halten sie sich bevorzugt an die Gastfreundschaft derer, von denen sie keine unberechenbare Andersartigkeit zu befürchten haben, und knüpfen ehrgeizig Kontakte zu den Maßgeblichen und Einflußreichen der kolonialen Gesellschaft. Während den Eroberern die Vergünstigung sicherer und erbaulicher Stützpunkte nur in beschränktem Maß zur Verfügung steht, kommt sie späteren Reisenden in wachsendem Umfang zugute. Dienstreisende können auf ein Netz prätablierter Beziehungen durch die Organisation, für die sie tätig sind, bauen und spielen oft selbst eine maßgebliche Rolle in den Kolonien, wenn sie etwa ein Amt bekleiden. Forscher genießen als Vertreter von Wissenschaft und Bildung ein erhöhtes Prestige und finden in Übersee meist gastfreundliche Aufnahme bei der europäisch orientierten Oberschicht und häufig auch tatkräftige Unterstützung ihrer Vorhaben. Journalisten, Exilierte und Abenteurer drängen sich um hilfreiche Protektion. Geladene Besucher stützen sich auf einschlägige Beziehungen und werden meist weiterempfohlen, da ihr Besuch umgekehrt die Beziehungen zu den Weltmetropolen festigt. Touristen legen zumindest

einen markanten Ehrgeiz an den Tag, in den Kreis der Insider initiiert zu werden, auch wenn die Bereitschaft zu gastfreundlicher Aufnahme bei den Betreffenden angesichts der wachsenden Anzahl an Bewerbern zurückgeht. Anstelle der Einführung in den kleinen Kreis hoher Offizieller und eingesessener Pflanzer müssen sie sich in neuerer Zeit meist mit Kontakten zu der wachsenden Anzahl moderner Insider in Form von niedergelassenen Geschäftsleuten, Hotelbesitzern, Entwicklungshelfern oder auch erfahreneren Reisenden zufriedengeben. – Wo Europäer sich treffen, wird die ihnen eigene Lebensart inszeniert, so gut es geht, und fremde Kultur ausgeblendet. Ob in den Heerlagern der Eroberer, in Expeditionsamps der Forscher, auf Missionsposten, in städtischen Siedlungen, auf den Landsitzen der Plantagen, in Hotelenklaven oder Yachthäfen, überall wird gewissenhaft die eigene Ordnung der Dinge reproduziert. Durch ihre zahlreiche Präsenz erneuern die Besucher auch das kulturelle Erbe der weißen Kreolen. Fremde Traditionen hingegen werden vom unablässigen Strom europäischer Ankömmlinge zunehmend verdrängt. Reisende nehmen durch ihr inflexibel zielgerichtetes Verhalten und den Wert, den sie auf die hergebrachte Ordnung der Dinge legen, direkt oder indirekt an der Expansion abendländischer Kultur teil und beschränken, auch wenn sie die Fremde nur temporär als eigenen Freiraum beanspruchen, zunehmend den Entfaltungsspielraum anderer Kulturen. Über den Zeitraum seit der Entdeckung betrachtet, finden sie sich in der Karibik mit immer weniger anderer Kultur und immer mehr eigener konfrontiert. Die indianische Bevölkerung wurde schon bei der Besitznahme auf eine unerhebliche Minderheit reduziert, die Kulturentfaltung der aus Afrika importierten Sklaven und der zu ihrer Substitution nach Aufhebung der Sklaverei angeworbenen Asiaten wirksam gemaßregelt. Andere Kultur findet sich seither nur noch in gesellschaftlichen Nischen wie Reservaten und als Subkultur in den häuslichen Bereich abgedrängt. Für die Besucher reduziert sich die Andersartigkeit auf einzelne abweichende Züge des täglichen Lebens, fragmentarische Relikte, die keinen Zusammenhang ergeben, und rassische Merkmale. Bei Entlassung von Territorien in Unabhängigkeit ist das europäische Vorbild generell so weit installiert, daß Reisende sich auch fernerhin ohne weiteres zu ihren eigenen Bedingungen in der Fremde aufhalten können, ohne sich zu unliebsamen Änderungen ihres Lebensstils veranlaßt zu sehen. Die Bedeutung anderer Kultur als soziale Alternative verfällt, der Reiz des Exotischen ist bezähmt. Kurioserweise nimmt auch die Aufenthaltsdauer der Besucher mit der fortschreitenden Einbindung der Karibik, etwa durch moderne Transportmedien, ab, als ob zwar die Mobilität der Europäer zunehme, die Bewältigung des Fremden aber nur noch kurzer Zeit bedürfe.

Trotz unbestreitbarer Erfolge bei der Durchsetzung ihrer Vorhaben und privilegierter Behandlung von seiten der Einheimischen, fühlen die Besucher sich kaum je richtig wohl in der Karibik. Sie klagen über Einschränkungen ihrer Bewegungs- und Handlungsfreiheit, die ihnen das gespannte Verhältnis zu den Anderen und die oppressive Ordnung der kolonialen Gesellschaft aufzwingen. Das Prinzip freier Konkurrenz erleben sie in der Fremde zu allseitigen Gegensätzen verschärft, den sozialen Zusammenhalt durch Rivalität zwischen den vielfach dividierten Parteien destabilisiert. Fronten spalten auch das europäische Lager, und die Besucher fühlen sich nicht selten selbst in schwelende oder offene Konflikte verstrickt. Nicht nur andere Ethnien unterwandern die eigene Ordnung, auch rivalisierende europäische Nationen, Piraten, konkurrierende christliche Sekten und andere Touristen bedrohen den inneren Frieden, indem sie sich das Errungene gegenseitig streitig machen. Ankommende sehen sich zu eindeutiger Identifikation mit "ihrer Partei" genötigt, um Schutz und Vergünstigungen in der Fremde nicht aufs Spiel zu setzen, was sie mit rhetorischen Seitenhieben auf die jeweiligen Konkurrenten bekräftigen, seien es andere Rassen, Nationen, Glaubensgemeinschaften etc.. Sie sehen sich aber dafür der Diskrimination und Übervorteilung durch eben jene Rivalen ausgesetzt und ständig von Revolutionen bedroht. – Gerade die eingeführten Demarkationslinien und der bei den Bemühungen um Kontrolle der hierarchischen Ordnung entstehende soziale Druck entzaubern letztlich die paradiesische Karibik für sie. Aus ihrem Zwiespalt erlöst sie erst die Heimreise, die sie in der Regel begrüßen.

Das neue Verständnis, das die europäischen Reisenden aus ihren Erfahrungen in der Karibik gewinnen, erweist sich ebenfalls wesentlich von ihren jeweiligen Vorhaben bestimmt und bezieht sich in erster Linie auf die zugrundeliegenden europäischen Verwertungsinteressen, nicht so sehr auf die internen karibischen Verhältnisse, geschweige denn auf andere Kultur. Überwiegend ist eine gewisse Enttäuschung festzustellen, daß Absichten und Erwartungen sich nicht in dem Maß erfüllen, wie erhofft. Eroberer ernüchtert, daß die Goldfunde unerheblich, Handelsbeziehungen mit den "Wilden" unprofitabel und die vorhandenen Naturreichtümer nur mit erheblichem Arbeitsaufwand zu erhalten sind. Reisende in zivilisatorischer Mission beklagen die zerstörerische Art der Besitznahme, unter deren Folgen Land und Leute sowie die etablierte Öffentliche Ordnung leiden. Forscher sehen sich auch in unberührter Wildnis der chaotischen Primitivität ihrer Bewohner gegenüber, die ihren Vorstellungen von einer harmonischen Naturordnung widerspricht.

Abenteurer haben schon binnen kurzem genug von der Herausforderung, unter fremden Bedingungen zu bestehen. Journalisten kommen ebenso wie Exilierte zu einer kritischen Einschätzung der bestehenden Zustände. Geladene Besucher wie Touristen müssen sich eingestehen, daß die Fremde sich nur in beschränktem Maß genießen läßt. – Der Auswertung legen sie den eigenen Maßstab zugrunde, der für sie auch unter veränderten Umständen absolute Gültigkeit behält. Belehrung nach dem hergebrachten Schema liegt ihnen näher als umzudenken und selbst an den ungewohnten Erfahrungen zu lernen, Korrekturvorschläge zur Umgestaltung der Verhältnisse nach eigenen Vorstellungen treten an die Stelle von Selbstveränderung durch eigene Adaptation.

Die Einschätzung fremder Kultur krankt merklich daran, daß die Verständigung mit ihren Vertretern von den Europäern weitgehend vernachlässigt und die eigene Einstellung darauf nach Möglichkeit vermieden wird. Bei der vorherrschend äußerlichen und distanzierten Kenntnisnahme abweichender Kulturphänomene treten isolierte Indizien als typisch in den Vordergrund, die dem eigenen Maßstab widersprechen, wie Schmutz, Lärm, Faulheit, Aberglaube, saturnalische Festlichkeiten, Grausamkeit oder Kannibalismus. Werte, zu deren Erkenntnis es Einvernehmens mit denen, die sie verkörpern, und Abstimmung auf deren Kontext bedarf, entgehen ihnen dabei regelmäßig. Aus pauschaler Verallgemeinerung fragmentarischer Eindrücke ergibt sich ein zwar übersichtliches Bild, das jedoch systematischen Zusammenhang und innere Ordnung vermissen läßt und mehr oder weniger als Chaos erscheint. Das Andere bleibt Reisenden in der Regel auch bei längerem Aufenthalt und trotz der Fülle gesammelter Einzelheiten fremd. Aus ihrer Erfahrungslosigkeit schließen sie auf die Kulturlosigkeit der Anderen. Zunächst werden sie als Gegner verstanden und zu unversöhnlichen Opponenten der eigenen Ordnung und ihrer Ideale stilisiert, wobei man sich vor allem auf Diskrimination ihrer Religion und Herrschaftsstruktur stützt. Abweichungen von der europäischen Norm werden als Abnormität betrachtet und ins Monströse erhoben. Nachdem sie unterworfen sind, geht man dazu über, ihre Andersartigkeit zu relativieren. Sie gelten fernerhin als harmlos und von Natur aus gut, wenn auch in ihrer kulturellen Entwicklung zurückgeblieben. Besonders Forscher sehen in ihnen gern Relikte einer prähistorischen Epoche, angesichts derer sich der zivilisatorische Fortschritt ermessen ließe. Ihre Andersartigkeit wird minutiös klassifiziert, objektivierend erklärt und dem eigenen Weltbild eingepaßt, ohne das Selbstverständnis und die Perspektive der Anderen zu berücksichtigen. Kritisch erheben die Europäer sich über sie und besiegen sie so auch geistig. Besseres Wissen erklärt ihre Lebensformen für unzulänglich und entkräftet sie

als soziale Alternative. Auf zivilisatorische Errungenschaften reduziert, ist bei ihnen keine Kulturvielfalt abzusehen, sondern nur mehr oder weniger Kultur. Unter europäischer Führung und strenger Kontrolle glaubt man in ihrer persistenten Andersartigkeit eine unveränderliche Wesensart zu erkennen, die je nach Grad fügsamer Anpassung mit eingeschränkter Kulturfähigkeit der verschiedenen Rassen in Verbindung gebracht wird. Das Bild ethnischer Vielfalt lässt sich auf diese Weise stereotyp vereinfachen, indem es nach biologischen Merkmalen gegliedert und eine Hierarchie der Rassen entworfen wird, deren Rangordnung vom Grad der Abweichung vom europäischen Vorbild bestimmt ist. Afrikaner können darin schon aufgrund der Farbintensität nur die niedrigste Position einnehmen und werden auch, was ihre sonstigen Eigenschaften betrifft, einsichtslos abqualifiziert. Selbst der Verlust kultureller Identität unter der Sklaverei wird ihnen häufig zum Nachteil ausgelegt, im Unterschied zu den primitiven, aber stolzen Indianern, den gerissenen Chinesen oder den würdigen und arbeitsamen Indern. Auch wenn offene rassische Diskriminierung mit zunehmender Liberalisierung der Verhältnisse und wachsender rassischer Vermischung in der Karibik allmählich zurücktritt und mitleidvollem Bedauern sowie belächelndem Wohlwollen für die Unterentwickelten weicht, werden die etablierten Prinzipien der Einschätzung nicht etwa revidiert, sondern nur verwischt und bestehen bis über die Unabhängigkeit hinaus fort. Farbige aller Schattierungen einschließlich der Mischlinge stehen nach wie vor im Kreuzfeuer von Kritik und Bevormundung. Anderes Verhalten bleibt in europäischen Augen unweigerlich minderwertig und primitiv, unabhängig vom erreichten Grad der Assimilation der Betreffenden. Immer subtilere Unterschiede werden festgestellt, die jede Abweichung vom einheitlichen Ideal zu einem Irrweg und Rückschritt machen, handle es sich um ein Wiederaufleben ursprünglicher Traditionen, innovative kulturelle Mischformen oder auch die Adaptation konkurrierender europäischer Ideologie wie des Kommunismus. Auch nach ihrer Freilassung werden die Anderen weder als Ansprechpartner noch als Protagonisten ihres Schicksals ernst genommen. Nach landläufigem Verständnis existiert in der Karibik bis heute keine andere Kultur als die dorthin verbrachte europäische, und selbst farbige Zöglinge negieren die Möglichkeit eigenständiger Kulturentwicklung. Die triviale Verarbeitung der gesammelten Information verengt den Horizont. – Auch die ansässigen Europäer werden von den Besuchern kritisch beargwöhnt, denn an ihnen sind mit der Zeit ebenfalls Abweichungen von der Norm festzustellen, die als Sittenverfall gebrandmarkt werden. Doch wird den weißen Kreolen, trotz des vermerkten Abbaus von Religion und Moral, von sprachlicher Entartung, mangelnder Bildung, Arbeitsunlust, sexueller Ausschweifung, herrischer Attitüde und rebellischer Gesinnung, ungleich mehr

Verständnis zuteil. Hinter den kritischen Vorbehalten werden ihnen als Pionieren europäischer Expansion, zu beneidenswertem Reichtum gelangten Kolonisten oder letzten Statthaltern der Zivilisation sogar Hochachtung gezollt und die eingerissenen Unsitten dem Umgang mit den Anderen angelastet. Bereitwillig werden sogar notorische Piraten, erklärte Sektierer oder politische Despoten als Verbündete akzeptiert. Vielfach wird ihnen auch ein gewisses Recht auf Selbstbestimmung zugesprochen.

Aus ihren Einsichten folgen für die Reisenden in erster Linie Vorschläge für korrigierende Maßnahmen von allenthalben festgestellten Mißständen. Die bestehenden Verhältnisse in der Karibik inspirieren allgemein ein kritisches Verständnis und sollen ihren Vorstellungen entsprechend umgestaltet werden, denn sie selbst sehen sich umgekehrt nicht in der Lage, sich ihnen, so wie sie sind, anzupassen. Die Reformpläne umfassen die sozialen Zustände im allgemeinen und konzentrieren sich insbesondere auf die Einschwörung aller Beteiligten auf eine einheitliche Norm. Für sich selbst nehmen sie gern die Position eines neutralen Schiedsrichters in Anspruch, der objektive Mängel feststellt und die notwendigen Korrekturen aus rein sachlichen Erfordernissen ableitet. Die ansässigen Europäer werden von den angeregten Maßnahmen ebenfalls betroffen, schon weil sie von ihnen letztlich zur Ausführung gebracht werden sollen, doch vor allem betreffen sie die Anderen. Ihr Entwicklungsrückstand berechtigt die Europäer dazu, das Fehlende nach eigenem Ermessen zu ersetzen. Als Motto gilt es ihnen, Fortschritt zu bringen. Zunächst scheint es ihnen angeraten, selbst die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen und Kontrolle über Land und Leute auszuüben, indem sie ihre Herrschaft installieren und die notwendigen Utensilien zur Bewirtschaftung der usurpierten Gebiete aus Europa einführen. Doch bald beschränken sich die Pläne nicht mehr darauf, konkurrierende Kultur zu verdrängen, sondern ihre Vertreter sollen dienstbar gemacht und für die eigenen Zwecke eingesetzt werden. Der dabei angewandte Zwang stellt sich für nachfolgende Besucher zerstörerisch dar, denn er entvölkert ganze Landstriche, ohne effektive Nutzung zu gewährleisten, und die Methoden erscheinen ihnen reformbedürftig. Sie akzeptieren die Sklaverei zwar als notwendiges Übel, plädieren aber für Gewaltverzicht den Geknechteten gegenüber, die sie als unmündige Kinder eher paternalistischer Fürsorge ihrer europäischen Herren überantwortet sehen wollen. Andere Kulturaußerungen gelten unter diesem Blickpunkt weiterhin als rebellische Widersetzung und müssen als gefährliche Subversion der verbindlichen Ordnung unterdrückt werden. Auch fortschreitende Vermischung mit ihnen soll unterbunden werden, um die Vorherrschaft der wenigen Weißen nicht unnötig durch eine Klasse von Mischlingen mit un-

klaren Rechtsansprüchen zu komplizieren. Angesichts wachsender sozialer Spannung aufgrund massiven Imports afrikanischer Sklaven und unaufhörlicher Rebellionen der Rechtlosen, die eine effektive Nutzung erschweren, gerät die Sklaverei schließlich in Miskredit, und eine allmähliche Aufhebung des Gegensatzes zwischen den getrennten Lagern wird befürwortet. Erziehung zur Mündigkeit wird die neue Lösung. Doch der angeregte Kompromiß zielt weniger auf künftige Eigenständigkeit der Anderen als auf Reibungslosigkeit des Arbeitsprozesses. Sie sollen zu freiwilliger Kooperation gebracht und auf unterer Stufe in die Kolonialgesellschaft integriert werden. Morale Indoktrination und Anreiz durch Lohnzahlung hält man für wirkungsvollere Maßnahmen als die Peitsche. Kulturelle Angleichung ist das erklärte Ziel, die Pflege abweichender Traditionen wird als Hemmnis der Entwicklung angesehen. Eine Entwicklung nach eigenem Maßstab ist auch für die Freigelassenen nicht vorgesehen. Haiti dient Beobachtern als schlagender Beweis dafür, daß es ohne europäische Einflußnahme nicht gehe und Fortschritt nur unter entsprechender Anleitung zu erzielen sei. In anthropologischem Interesse sollen jedoch auch einige der überlebenden "Wilden" unverfälscht erhalten bleiben. Der Kompromiß gesteht den letzten Kariben sowie einigen entlaufenen afrikanischen Sklaven, die sich auf eigene Traditionen besonnen haben, vertraglich Schutz in entlegenen Reservaten zu. Im übrigen wird Entwicklungshilfe die neue Konzeption zur Modernisierung durch friedliche Einflußnahme auf die mit der Emanzipation verarmten Kolonien. Dabei ergibt sich die Chance, daß auch neuerlich in den Kreis der Entwickelten aufgestiegene Nationen wie die USA mit den traditionellen Kolonialmächten konkurrieren und, entsprechend ihren Investitionen, Gewinn aus den vernachlässigten karibischen Territorien ziehen können. Das großzügige Angebot, den Fortschritt der Unterentwickelten zu fördern, ist an deren Wohlverhalten geknüpft. Im Falle, daß die Entwicklung nicht im eigenen Sinn verläuft, bieten die Vorleistungen im Dafürhalten der Reisenden eine Handhabe zum Einschreiten dagegen. In Anbetracht schrumpfender Gewinne und verstärkter Forderungen der Mehrheit Anderer nach Selbstbestimmung erscheint die Kolonialherrschaft mehr und mehr als leidige Verantwortung. Unter der Bedingung sicherer Anbindung an die Entwickelten soll ihnen nunmehr Selbständigkeit zugestanden werden, ohne die Nutzung der Gebiete damit aufzugeben. Ein eigener Weg zum Fortschritt, wie er sich plakativ unter kommunistischen Vorzeichen anbietet, wird von dessen europäischen Sympathisanten mit einem Anschluß an den Ostblock verbunden und von Kritikern von vornherein als Rückschritt diskreditiert. In der Gefahr, daß die Karibik entweder zur wirtschaftlichen Bürde wird oder mit der Dekolonisation dem Einfluß entgleitet, wird die Anregung internationalen Tourismus zum Patentrezept erkoren, das einen wirtschaftlichen

Aufschwung durch Vermarktung bisher unverwertbarer Güter verspricht sowie eine fernere Erschließung als Freizeitkolonie ermöglicht. Die in Betracht gezogene Korrektur der kolonisierten Weißen nimmt sich im Vergleich dazu wie ein Vorschlag zur Güte aus. Sie sollen ebenfalls auf die europäische Norm zurückgeführt und auf den neuesten Stand der Entwicklung gebracht werden, was Bildung, Moral und vor allem effektive Nutzung ihrer Ländereien anbelangt. Dabei verläßt man sich jedoch von vornherein eher auf einen Appell an Einsicht und Gewissen sowie die Überzeugungskraft profiträchtiger Verheißungen. Sie sollen vom Mißbrauch ihrer Macht lassen und nicht willkürlich zerstören, was man noch brauchen könnte, sowie ihrer Rolle als Vorbild gerecht werden, indem sie einen fairen Colonialismus praktizierten. Die angeregten Korrekturmaßnahmen verdeutlichen, daß im Bewußtsein von Reisenden wohl die Strategie der Verwertung mehrfach modifiziert wurde, der die Anderen angepaßt werden sollen, doch der Anspruch auf Nutznießung der Karibik kontinuierlich beibehalten wird. Auch läßt sich ein Zug zu subtileren Methoden der Manipulation absehen. Aufreibende Zwangsmaßnahmen werden zugunsten von nicht weniger wirksamen suggestiven Mitteln der Konditionierung zurückgestellt, die Peitsche mit Zuckerbrot vertauscht. Doch der Anspruch auf Fügsamkeit der Anderen bleibt bestehen. Die Bevormundung der Zöglinge erhält damit den Anschein von Fairness. Unter der linearen Fortschrittsideologie, mit der ihnen unerbittlich ihr Wohl verfügt wird, ist jedoch nur eine Art der Entwicklung zugelassen, die das europäische Vorbild imitiert. Übereinstimmung mit den eigenen Vorstellungen gilt als Richtlinie für Fortschrittlichkeit, jede Abweichung davon als Rückschritt. Die Assimilation der Anderen erscheint in einer unendlichen Zahl von Schritten aufteilbar, ohne daß jemals Identität zu erreichen wäre. Gewisses folkloristisches Gepräge ist zur Abwechslung sogar erwünscht, soweit es den Fortschritt nicht behindert. Der Vorsprung der Europäer perpetuiert sich, die Freiheit unabhängiger Selbstbestimmung verschiebt sich in eine stets ferne Zukunft.

In bezug auf sich selbst sind die Konsequenzen, die Reisende aus ihren Erfahrungen ziehen, weniger einschneidend. Ihr Umdenken beschränkt sich im wesentlichen auf die Verwertungsstrategie, die sie flexibel den im Wandel begriffenen Gegebenheiten in der Karibik anpassen. Starr beharren sie jedoch auf der eigenen Ordnung der Dinge und halten an europäischen Idealen fest. Zwar sehen sie es meist als Befreiung an, fern der Heimat die hergebrachte Norm zu relativieren, aber die Fremde stellt keine Alternative auf Dauer für sie dar. Die Prüfung wird regelmäßig für zu Hause entschieden. Der Aufenthalt gilt ihnen als Ausnahmesituation, die sie häufig in den Genuß besonderer Privilegien kommen läßt. Doch

die mitunter erbitterte Auseinandersetzung mit dem Fremden versöhnt sie mit dem Bekannten und Gewohnten, von dem sie ursprünglich meist Abwechslung suchten. In der Fremde lernen sie vor allem heimische Werte schätzen und gewinnen ein neues Verhältnis zur eigenen Gesellschaft. Sie durchlaufen gleichsam einen Prozeß der Läuterung, der ihre Selbstfindung fördert und ihnen ihre europäische Identität bestätigt. Statt durch die Erfahrung mit anderer Kultur etwas zu lernen, was ihren Lebensentwurf modifiziert, immunisieren sie sich eher dagegen. Die europäische Überlegenheit erscheint ihnen offensichtlich und lässt keine ernsthafte Infragestellung des Eigenen aufkommen. Stolz auf ihre Bewährung in der Fremde und vollbrachte Pionierleistungen erfüllt sie und stärkt ihr Selbstbewußtsein. Reflexionen kritischer Art über sich und ihre Verfahrensweise bleiben die Ausnahme. Adaptationsfähigkeit beweisen sie nur an die von ihnen gewählte Form unterwegs zu sein; denn wenn es um ihr Vorhaben geht, zeigen sie sich bei der Bewältigung widriger Umstände erstaunlich findig. – Trotz kritischer Abkehr vom Aspekt des Fremden und Exotischen, gilt ihnen die Reise als wertvolle Erfahrung und stellt einen vollen Erfolg für sie dar. Nicht so sehr die Karibik wie die Möglichkeit des Reisens selbst steht als Wert außer Zweifel, denn das nächste Mal wollen sie meist woandershin. Ihre Erfahrungen, so zwiespältig sie auch sein mögen, inspirieren regelmäßig weitere Reiselust auf noch fernere Ziele.

Die Beschreibungsziele der Autoren erscheinen weitgehend zweckgebunden. Es handelt sich überwiegend um Gebrauchsliteratur, deren erklärter Zweck meist die Dokumentation der gemachten Entdeckungen ist. Bei der Betrachtung der Menge fortlaufend entstehender Texte fällt ins Auge, wie stark der Drang, sich über exotische Reiseerfahrungen zu äußern, und wie gleichbleibend hoch das Rezeptionsinteresse ist, obwohl die Karibik seit Jahrhunderten gründlich entdeckt und beschrieben wird. Unter diesen Umständen bleibt es nicht aus, daß die Texte sich großenteils wiederholen und damit unweigerlich ein hohes Maß an Redundanz der gelieferten Information aufweisen. Vielfach haben sie wenig Neues beizutragen, und selbst die Aktualisierung bestehender Information wird von der einheitlichen Beschreibungshaltung der Autoren auf einen sekundären Effekt begrenzt. Im Vordergrund steht üblicherweise die Protokollierung der eigenen Aktionen. Von den fremden Verhältnissen werden nur einzelne Aspekte für relevant gehalten. Über andere Kultur ist somit vergleichsweise wenig zu erfahren, dafür um so mehr über die Europäer und ihre Fahrten. Ihr Tribut gilt nicht so sehr dem Anderen, als vielmehr der Bewältigung der eigenen Erfahrungen. Im Lauf der Zeit wird die eigene Fortbewegung immer detaillierter ausgeschmückt. Die

Autoren treten aus dem Schatten unpersönlich sachlicher Berichterstattung und spielen sich mehr und mehr in die Rolle der Hauptdarsteller. Anstelle neuer Erkenntnisse über die Fremde bringen sie ihre eigene Weltgewandtheit zum Ausdruck. – Mit ihrer Beschreibung wenden sie sich in der Regel geradewegs an die eigene Partei und übergehen gezielt die beschriebenen Anderen als mögliche Adressaten. Die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen, soll unmißverständlich den Europäern vorbehalten bleiben. In der Anfangszeit sind die Adressaten Vorgesetzte und Auftraggeber der Fahrten, denen exklusiv die wissenswerte Information, zugeleitet wird, mit der nicht selten eine Handhabe zur Beherrschung der Anderen geliefert wird und die besonderen Wert dadurch erhält, daß sie Außenstehenden nicht zugänglich ist. Später kommt zur Informationspflicht auch die steigende Nachfrage motivierend hinzu, und mit der Berichterstattung an eine breite Öffentlichkeit verbinden sich gezielte propagandistische und ebenso absehbar persönliche Interessen.

Der Großteil der Autoren will nützliche Information vermitteln und verfolgt damit gleichzeitig propagandistische Ziele, um derentwillen die Objektivität der Darstellung gebeugt wird. Die Protokolle der Eroberer beschränken sich rigoros auf eine ihren Zwecken dienliche Bestandsaufnahme und schließen nur ein Pflichtsoll ausgewählter Merkwürdigkeiten über die Anderen ein. Rechenschaft über den Verlauf der Expedition abzulegen, steht im Vordergrund. Raub und Gewalttaten werden zu Heldentaten im Sinne höherer Ideale stilisiert. Über die Selbstlegitimation hinaus zielen die Erfolgsmeldungen darauf, Interesse an einer Fortsetzung der Entdeckungen zu wecken und nationales Engagement größeren Stils anzuregen. Nicht zuletzt in der Hoffnung auf Rekompensation ihrer Mühen verheißen sie substantielle Vorteile sowie, meist in Ermangelung angemessener Beute, Ruhm und Ehre für die Nation. – Die sachlichen Erhebungen von Dienstreisenden sind nicht so eng auf unmittelbare Gewinne ausgerichtet und halten sich dennoch im Rahmen der Erwartungen; denn aus der Perspektive von Experten kann beinahe alles, was sich in Erfahrung bringen läßt, langfristig irgendwie dienlich sein. Mit ihren differenzierteren Einblicken verbinden sie häufig eine Mahnung zu verantwortungsvoller Nutzung des überseeischen Potentials sowie eine Warnung vor Schädigung der eigenen Interessen bei Nichtbeachtung. Beherzt machen sie auch Mißstände publik und verlangen Reformen der entgleisten kolonialen Zustände. Die notwendigen Kompromisse machen sie durch Verheißen von Vorteilen schmackhaft, meist Minderung sozialer Spannungen bei gleichzeitig erhöhten Profitaussichten. Oft versuchen sie für kontroverse Vorschläge auch die öffentliche Meinung zu mobilisieren und zeigen, daß es ihnen um konstruktive Kritik geht, die Modernisierung der Verhältnisse,

nicht etwa Abbau der Vorherrschaft zum Ziel hat. Mit der Doppelstrategie, für Reformen unter dem Vorzeichen optimierter Nutzung zu werben, können sie auf das Wohlwollen von Vorgesetzten wie Öffentlichkeit zählen. – Mit ihren Reisedarstellungen trachten die Forscher weniger danach, den allgemeinen Wissenshorizont zu erweitern, als die Öffentlichkeit am Prozeß ihrer weltläufigen Bildung teilhaben zu lassen. Auf diese Weise hoffen sie, den Fortschritt der Wissenschaften zu fördern, nicht nur indem sie unbekannte Phänomene aufspüren, erklären und ordnen, sondern auch indem sie mit praktisch nutzbaren Informationen an die Machthaber die fernere Freiheit der Forschung sichern oder mit Sensationen wie unentdeckten Völkern und sonstigen spektakulären Enthüllungen die Popularität der Wissenschaften steigern. – Exilierte stilisieren sich mit der Frucht langjähriger Erfahrung vor Ort gern zu Sachverständigen für koloniale Angelegenheiten und vermitteln bevorzugt im schwelenden Interessenkonflikt zwischen Metropole und Kolonien, indem sie die Interessengemeinschaft von Europäern und Ausgewanderten unterstreichen. Sie dienen sich einerseits mit praktischen Tips für zukünftige Kolonisten und verantwortliche Politiker in Europa an und machen sich andererseits zu Fürsprechern der weißen Kreolen, für die sie um mehr Schutz vor dem drohenden Machtverlust an die Anderen, aber gleichzeitig für größere wirtschaftliche Freiheit von der Metropole werben. Journalisten leisten mit ihren Reportagen Beiträge zur pluralistischen Meinungsbildung. So unterschiedliche Standpunkte sie auch einnehmen, sind sie sich doch darin einig, die Lage kritisch zu beurteilen und bei Lösungsvorschlägen für die jeweilige Krise indirekter Kontrolle den Vorzug zu geben und eine Steuerung der Karibik mit unverfänglichen Mitteln wie Entwicklungshilfe oder Tourismus anzuregen. Werbewirksam arbeiten sie auf einen tragfähigen Konsens hinsichtlich politischer Maßnahmen hin und setzen ihre Sicht der Fremde als Argument ein, mit dem sie ihre Position in der heimischen Kontroverse vertreten sowie gegen konkurrierende Überzeugungen Stellung nehmen. – Die betont subjektiven Schilderungen der Touristen unterweisen potentielle Nachahmer in der vergnüglichen Nutzung der Karibik. Mit anschaulichen Beispielen und hilfreichen Ratschlägen erklären sie die Fremde zur Ferienkolonie und setzen in dem Bewußtsein, daß Tourismus den maßgeblichen Faktor für karibische Entwicklung darstelle, das eigene Interesse mit dem der Besuchten gleich, obwohl sie mit der Reisepropaganda einen Trend schüren, über dessen Auswirkungen sie sich regelmäßig beklagen.

Überlagert wird die Informationsvermittlung der Autoren aller Motivationen von so umfassender wie positiver Selbstdarstellung, die nicht selten den Hauptteil des Berichteten ausmacht. Persönliche Erlebnisse untermalen die Dokumentation nicht nur und unterstrei-

chen die Authentizität der Erfahrung, sondern stellen auch die eigene Person meist als siegreich in der Konfrontation mit dem Fremden heraus. Pionierleistungen, Heldentaten, persönliche Verdienste werden geltend gemacht. In dem Versuch, die Reise als persönlichen Erfolg darzustellen, zeichnet sich der Ehrgeiz ab, die eigene Weltläufigkeit in soziale Anerkennung umzusetzen. Ihren Erfahrungsvorsprung publikumswirksam in Szene zu setzen, verleiht ihnen erhöhtes Prestige und verschafft ihnen nicht selten auch kommerzielle Vorteile. Besonders wer keine konkreten Ergebnisse von öffentlichem Interesse vorzuweisen hat, wie die meisten Abenteurer, geladenen Besucher und Touristen, weist auf sich selbst hin. – Abenteurer stilisieren sich gern zu Pionieren der Selbstverwirklichung, die ihre besondere Erfahrung vor den Daheimgebliebenen auszeichnet, was sie oft durch Einflechtung fiktionaler Episoden noch effektvoll auszumalen wissen. Sie preisen die Reise als Möglichkeit an, sich von sozialen Zwängen zu befreien, und ermutigen Gleichgesinnte, ihrem Beispiel zu folgen, versäumen es aber auch nicht, ihre Eskapade vor Andersdenkenden zu legitimieren, indem sie die Harmlosigkeit sozialer Befreiung beweisen und ihre grundsätzliche Loyalität durch Absage an uneuropäische Alternativen demonstrieren. Sie stellen sich privat in die Tradition der Entdecker und Erforscher und werben um soziale Anerkennung, indem sie die Reise durch ein Pflichtsoll an nützlicher, sensationeller oder kritischer Information für verdienstvoll erklären, und fungieren mit ihrem Beispiel vor allem als Schrittmacher für private Nachahmer. – Geladene Besucher, unter denen sich vorwiegend weibliche Reisende finden, zielen mit ihrer Beschreibung vordergründig auf die Bewältigung eigener Erfahrung, wie sie mit der bevorzugten Wahl von Textsorten, die nur zu privatem Gebrauch bestimmt erscheinen, wie Tagebuch oder Brief, signalisieren. Bei Veröffentlichung schützen sie sich häufig durch Pseudonym oder formale Distanzierung vom Berichteten vor Kritik an den persönlichen Geständnissen. Wenn sie auch selten besondere Verdienste vorweisen können, so machen sie doch zumindest ihre Bewährung in der Fremde geltend und werben mit vermehrter Einsicht und Reife um Verständnis für sich, die sie meist durch erklärten Verzicht auf exotische Verlockungen demonstrieren. Mit ihren Ausführungen machen sie vor allem ihre sittliche Stabilität deutlich und hoffen sich damit fernere Bewegungsfreiheit zu sichern. – Touristen machen mit unterhaltsamen Anekdoten, wie sie sich geschickt über die Widrigkeiten in der Fremde hinwegsetzen und sich trotzdem amüsieren, in erster Linie ihr Beispiel zur Botschaft und versuchen gelegentlich durch die exklusive Art zu reisen, wie etwa auf einer Privatyacht, den Daheimgebliebenen zu imponieren.

Das vermittelte Bild der Karibik, insbesondere in bezug auf andere Kultur, bleibt, trotz aller Beschreibungswut, schemenhaft. Der Blick für das Andere ist deutlich getrübt, die Beschreibung wird heimischen Erwartungen gerechter als fremden Verhältnissen. Subjektive Verzerrungen werden nicht nur als unvermeidlich in Kauf genommen, sondern der Beschreibungsgegenstand für eigene Zwecke ausgeschlachtet und zurechtgebogen. Die Karibik erscheint vor allem als tropisches Naturparadies mit einzelnen kulturell exotischen oder pittoresken Zügen, in dem es nach wie vor immer noch etwas zu entdecken gibt. Ihr jungfräulicher Urzustand erneuert sich gleichsam im Lauf der Beschreibungstätigkeit periodisch und lädt stets aufs neue zur Bemächtigung ein, ob auf politische, religiöse, wirtschaftliche, wissenschaftliche oder touristische Art. Das Klischee von der paradiesischen, abenteuerlichen, aber kulturell degenerierten Inselwelt wird dabei vielstimmig bestätigt und stereotyp festgeschrieben, die internen Verhältnisse ebenso kritisch beurteilt wie grob simplifiziert. Um die Lücken eigener Erfahrung zu füllen, greifen die Autoren gern auf frühere Beschreibungen zurück und reihen sich mit Zitaten berühmter Vorgänger an respektabler Stelle in den europäischen Diskurs ein, auch wenn sie selbst wenig Neues beizutragen haben. Abgeschriebene und erdichtete Elemente runden häufig das vermittelte Bild ab und verleihen ihm einen nicht unerheblichen Grad an Fiktionalität. In der wenig originellen Sichtweise, die weitgehend von opportunen Zielen und dem tradierten Muster der Beschreibung bestimmt erscheint, offenbart sich fehlender innerer Bezug der Autoren zum behandelten Gegenstand. Durch trivialisierende Behandlung, die umfassendes Verständnis vorgibt, triumphieren sie über das Fremde. Dem eigenen Weltbild einbeschrieben, wird ihm seine verunsichernde Wirkung genommen. In der Absicht, dem Bild durch Übereinstimmung mit bestehenden Überzeugungen in steter Wiederholung Plausibilität zu verleihen, nehmen sie ihm letztlich die Überzeugungskraft.

\*\*

Die Analyse der vorliegenden Reisebeschreibungen von Europäern unter dem Aspekt des Kontakts mit anderer Kultur legt eine abschließende Reflexion der vorherrschenden ideologischen Tendenz nahe, die daraus hervorgeht. In Frage steht, worauf die dokumentierte Haltung der Mehrzahl von Reisenden hinausläuft und welche Orientierung sich aus der unterbreiteten Information über ihre Fahrt und die Karibik gewinnen lässt.

Die Konstanten im Verhältnis abendländischer Ankömmlinge zu den Anderen in der Karibik besagen, daß sich an der Haltung zum Fremden seit der Entdeckung nichts Grundlegendes geändert hat. Auch die hervorgetretenen Entwicklungstendenzen bewegen

sich auf ein kaum modifiziertes Ziel hin. In immer neuen Spielarten wird die Karibik invadiert, durchdrungen, vereinnahmt und verwertet. Dabei wurde jede konstruktive Auseinandersetzung mit anderer Kultur planmäßig umgangen und jede konkurrierende Ordnung der Dinge verdrängt. Als Alternative nie ernst genommen, hat man die eigene erfolgreich an ihrer Stelle inszeniert. So wurde die kulturelle Landschaft der Karibik mehrfach und stufenweise radikalem Wandel unterworfen, die Haltung der Reisenden jedoch kaum.

Es zeigt sich, daß es in dieser Hinsicht offenbar nicht notwendig war, umzudenken. Die Beziehungen stellen sich immer noch machtbetont und asymmetrisch dar, zugeschnitten auf ein Zentrum außerhalb, das die karibische Peripherie bestimmt, auch nachdem die Territorien nicht mehr als Kolonien gelten. Der Stil des Kontakts konnte von den Besuchern durch wechselnde Epochen hindurch beibehalten werden. Eine Umstellung der eigenen Verhaltensweise kann üblicherweise bis auf Geringfügigkeiten vermieden werden. Auf Lebensformen der Anderen einzugehen, erscheint unnötig. Wandlungsfähigkeit der Reisenden tritt nur hervor, wenn sie opportun erscheint. So macht es von Anfang an keine Schwierigkeiten, auf die Anderen einzugehen, wenn ein bestimmtes Kalkül dahintersteht, sich eine beabsichtigte Wirkung damit verfolgen läßt. Ebenso flexibel zeigen die Europäer sich, wenn es gilt, der eigenen Unternehmung Sinn zu stiften und das eigene Vorgehen zum Besten der Anderen zu erklären. Sie halten es gemeinhin für schlau, wie sie von der Karibik auf ihre Art profitieren und wie wenig sie dafür einsetzen müssen – wie relativ billig sie das kommt. – Kolonialistische Prinzipien, Land und Leute eigenen Interessen zu unterwerfen, zu verwerten, solange sie etwas hergeben, um dann die Aktivitäten räumlich zu verlagern oder durch neue zu ersetzen, bestehen fort. Sie gründen sich wesentlich auf die Ideologie der Diskrimination: Die Anderen werden ideologisch ausgegrenzt, aber gleichzeitig wirksam eingebunden. Auf dem Weg von der Unterwerfung bis zur Angleichung bieten sich beste Voraussetzungen zu ihrer Übervorteilung. Erfolgsträchtige Prinzipien überleben hartnäckig, die gezogenen Grenzen bestehen fort, obwohl ein halbes Jahrtausend Zeit gewesen wäre, sich darüber hinweg näherzukommen.

Nähergekommen sind abendländischen Reisenden karibische Verhältnisse insofern, als sie nach europäischen Maßstäben und Vorstellungen entwickelt wurden und nun als kulturell weitgehend assimiliert gelten. Das Ergebnis stellt sich nicht nur als permanente Unterentwicklung im allgemeinen Konsens dar, sondern in den Augen so mancher Reisenden über die Zeiten hinweg sogar als Verwüstung. Wirklich erfolgreich scheint das Projekt der Bemächtigung nur für wenige Nutznießer gewesen zu sein, die den legendären Reichtum

abtransportieren konnten. Für stationäre Bewohner haben sich die Verhältnisse destabilisiert und sind, trotz Übernahme europäischer Lebensformen, in Abhängigkeit geraten. Selbst der Großteil flüchtiger Besucher ist davon abgestoßen, auch wenn sie erreichen, was sie wollen. Weniger eine Entwicklung der Anderen durch die Europäer ist zu verzeichnen als eine Entwicklung der Europäer auf Kosten der Anderen.

Neben Schäden aufgrund willkürlicher Durchsetzung, die ganze Völker zum Untergang verurteilten, treten auch selbstschädigende Effekte der angewandten Denk- und Handlungsweise immer deutlicher hervor. Die gefeierten Erfolge stellten sich in der Regel als kurzfristig heraus. Die Sklaverei zog letztlich auch die Sklavenhalter in Mitleidenschaft. Ökologischer Raubbau trug schließlich zur Unrentabilität der Plantagenkolonien bei. Die Dekolonialisierung kommt nicht zuletzt einer Kapitulation vor den heraufbeschworenen sozialen Spannungen und ökonomischen Schwierigkeiten gleich. Mit dem Fiasko nicht genug, hat sich die in den Kolonien entwickelte Herrschaftsstruktur verselbständigt. Das Erfolgsrezept wird nicht nur von den Mächtigen verinnerlicht, sondern auch von den Unterworfenen in der Hoffnung, sich zu emanzipieren, nachgeahmt. Bildet es in den Kolonien von jeher das gängige Modell gesellschaftlicher Ordnung, so werden die Ergebnisse der Experimente mit der Macht doch auch in den Metropolen adaptiert und auf die staatliche Ordnung als eine Art innere Kolonisation angewandt. Reisende Europäer berichten zu allen Zeiten von verschärfter Konkurrenz in der Kolonialgesellschaft. Austausch ist in dem steil hierarchisch geordneten Sozialgefüge von Machtbeziehungen asymmetrisch verbogen, Kooperation zwischen den Mitgliedern gestört. Selbst bei Entlassung karibischer Territorien in Unabhängigkeit tun sich die Erben der kolonialen Gesellschaft schwer, auf den Inseln, die sie in Eigenregie übernehmen, autonome Systeme nach ihren eigenen Bedürfnissen zu organisieren; denn das Erbe der europäischen Bemächtigung zeigt auch unter den Zöglingen die Tendenz, sich zu reproduzieren. – Kaum eine andere Kultur kann sich mehr der Überzeugungskraft des machtvollen Ordnungsprinzips, das die Europäer im Namen des Fortschritts verbreiten, entziehen. Werden die Anderen nicht mit Gewalt bekehrt, so fallen sie bereitwillig aufgrund korrumpernder Verheißen der ausgrenzenden Assimilation zum Opfer. – Aus der Perspektive dieser Untersuchung betrachtet, könnte man sagen, die Ideologie der Autoren sei Wirklichkeit geworden. Verfestigte Konventionen ohne echte kulturelle Alternative normieren global die Wirklichkeit und sind auch für Andersdenkende nicht einfach zu ignorieren.

In der abgebildeten Wirklichkeit der Texte trifft man immer wieder auf dasselbe ordnende Prinzip. Die Autoren sehen sich veranlaßt, über andere Kulturen in klaren Gegen-sätzen zu denken und auch entsprechend zu handeln: die eigene Partei gegen alle konkurrie-renden abzugrenzen und die gesonderten Einheiten in eine übersichtliche Rangfolge zu bringen. In der mathematischen Theorie der Verbände bzw. kombinatorischen Topologie wird die abstrakte Struktur, die eine solche Ordnungsvorstellung symbolisiert, als 'Baum' bezeichnet. Zur Erläuterung schließe ich einen kurzen theoretischen Exkurs an, der im wesentlichen einem Aufsatz entnommen ist, der von seinem Autor in anderem Kontext konzipiert und von mir in diesem Zusammenhang adaptiert wurde, da die notwendigen Erklärungen beispielhaft prägnant daraus hervorgehen.<sup>1</sup>

In Unterscheidung zum üblichen Sprachgebrauch ist 'Baum' hier der Name für eine Struktur von Mengen oder eine Denkweise, wie eine Ansammlung vieler kleiner Systeme zu einem großen, komplexen System wird. (Eine Menge als Ansammlung von Elementen, die unter gewissen Aspekten als zusammengehörig zu betrachten sind, kann ein System darstellen, Wenn ihre Elemente durch innerlich bindende Kräfte in Zusammenhang gebracht werden oder kooperieren.) Was jemand sich für ein Bild von der Wirklichkeit macht, ist bereits wesentlich davon bestimmt, welche Untermengen er als Einheiten ansieht. Wenn diese einmal unterschieden sind, erhält die Ansammlung dadurch, daß Beziehungen zwi-schen den Einheiten festgelegt werden, automatisch eine definierte Struktur.

Eine Ansammlung von Mengen bildet einen Baum, wenn und nur wenn von jeden be-liebigen zwei Mengen der Ansammlung entweder die eine vollständig in der anderen ent-halten ist, oder beide gänzlich getrennt sind. Dieses Axiom schließt die Möglichkeit sich überschneidender Mengen aus. Immer wenn wir einen Baum vor uns haben, bedeutet das, daß innerhalb dieser Struktur kein Teil irgendeiner Einheit mit anderen verbunden ist, außer durch das Medium dieser Einheit als Ganzes, als hätten z.B. Mitglieder einer Familie nicht die Freiheit, außerhalb der Familie Freundschaften zu schließen, es sei denn, die Famili-e als ganze schlösse Freundschaft.

Die Denkweise des Baums ist ein gedanklicher Kunstgriff: nicht daß die Wirklichkeit allein nach diesem Ordnungsprinzip zu gliedern wäre, doch bietet es sich an, da komplexe Zusammenhänge nicht auf bequemere Weise zu erfassen sind. Der Baum ist übersichtlich

---

<sup>1</sup> vgl. Christopher Alexander, "A City is not a Tree" in *Design* (London), Nr. 206 (Feb. 1967), dt. in *Bauen und Wohnen* (München), Nr. 7, Juli 1967, S. 283-290.

und geistig leicht zu handhaben. Entsprechend zeigt menschlicher Geist eine ausgeprägte Voreingenommenheit dafür, überall Bäume zu sehen, obwohl die lebendige Wirklichkeit selten so eindeutig geordnet erscheint, sondern eher verwirrend vielgestaltig und gelegentlich sogar paradox. Seine strukturelle Einfachheit wirkt zwingend wie das Verlangen nach überschaubarer Ordnung selbst. Dagegen schreckt der Verstand erst einmal vor etwas zurück, das nicht deutlich als Baum zu kategorisieren ist. Eine potentiell komplexere Struktur symbolisiert der Halbverband. Eine Ansammlung von Mengen bildet einen Halbverband, wenn und nur wenn zwei sich überschneidende Mengen zur Ansammlung gehören und dann auch die beiden gemeinsame Menge von Elementen zur Ansammlung gehört. Man sieht, daß nach dieser Definition, die neben getrennten und von anderen eingeschlossenen Einheiten auch gegenseitige Überschneidungen zuläßt, jeder Baum einen vereinfachten Halbverband darstellt. Die Möglichkeit von Überschneidungen kann eine Struktur erheblich vielfältiger und auch komplizierter machen. Elemente können sowohl einer als auch anderen Einheiten zugehören, und der Bereich, wo sich zwei Einheiten überschneiden, bildet selbst ein erkennbares Ganzes und daher eine weitere Einheit. Im Gegensatz zur vertikalen Gliederung des Baums ergeben sich dadurch auch Querverbindungen, die sich zu einem dichten Netz verflechten können. Das Ordnungsprinzip des Halbverbands wird daher leicht unübersichtlich, dennoch ist es nicht mit weniger, sondern eher mit mehr Ordnung verbunden; denn es erlaubt eine komplexere Sicht der Wirklichkeit. Überschneidungen ergeben Doppelsinn, Ambivalenz, und erfordern eine vielfältige Betrachtungsweise. Eine mehrdeutige Ordnung der Dinge ist jedoch nicht in einem einzigen Denkvorgang zu erfassen. Nur eine als Baum kategorisierte Menge von Elementen ist auf einmal vorstellbar.

Menschliches Denken wird schon intern wirksam daran gehindert, eine geistige Konstruktion in mehr als eine Kategorie gleichzeitig einzuordnen, da dies nicht simultan vorstellbar ist, sondern mehrerer Gedankenschritte bedarf. Eindeutiges Kategorisieren erfüllt die unzweifelhaft wichtige Funktion, Doppelsinn und Überlagerung in einer verwirrenden Situation zu reduzieren, indem die Menge von Ereignissen aufgespalten und vorübergehend Schranken zwischen den unterschiedenen Einheiten errichtet werden. Dies bringt uns dazu, auch komplexere Zusammenhänge, in denen sich überschneidende Anordnungen vorkommen und sogar erforderlich sind, nichtsdestoweniger als Bäume zu denken. Aus der Vorliebe für überschaubare Strukturen entwickelt sich unversehens eine grundsätzliche Intoleranz gegen Zweideutigkeit und eine starre Denkweise, die zunehmend die Vorstellung lähmt. Dem rigiden Ordnungsprinzip des Baums mit seinen klar gegeneinander

abgegrenzten Einheiten und vertikalen Beziehungen mangelt es jedoch nicht nur an Überschneidungen, sondern auch an Übereinstimmung mit lebendiger Wirklichkeit, die er als vereinfachte Vorstellung widerspiegelt. Konstrukte künstlicher Organisation nach diesem Prinzip bieten in ihrer Übersichtlichkeit zwar den Vorteil einfacher Beherrschbarkeit, weshalb besonders Befehlshaber, Administratoren, Planer etc. sie gern so hätten, aber sie haben aufgrund der erwähnten Einschränkung mit einer ausgeprägten Tendenz zur Dissoziation der organisierten Elemente zu ringen, da sie im Vergleich zu solchen, die nach dem komplexeren Muster des Halbverbands geordnet sind, wenig innere Verflechtung aufweisen, sondern laterale Zusammenhänge, und damit etwa Kooperation über gezogene Trennlinien hinweg, behindert oder unterdrückt werden.

Auf den Kontakt mit anderer Kultur bezogen, zeigt sich, daß die überwältigende Mehrheit europäischer Reisender keine andere Möglichkeit sieht, mit der verwirrenden Situation in der Fremde zurechtzukommen, als durch rigorose Simplifizierung der Auffassung und konsequente Vereinheitlichung der Verhältnisse. Die Autoren dringen mit ihrem Vorgehen wie mit ihrer Rhetorik auf die Baumstruktur als einzig adäquates Ordnungsprinzip dafür. Sicher stellte sich den ersten Ankömmlingen die Situation in der Karibik verwirrend dar. Unbekannte Kulturen, deren Weltsicht und Organisationsform des Lebens sich von der eigenen weitgehend unterscheiden, präsentieren Außenstehende gleichsam mit einer anderen Wirklichkeit, die mit der bekannten nicht ohne weiteres zu vereinbaren ist. Die Überschneidung verschiedener Wirklichkeitssysteme macht die Welt durchaus unübersichtlicher und komplizierter, als sie ohnehin schon ist. Dennoch ist eine Kultur nicht per se richtiger oder umfassender als eine andere. Schon eine traditionsreiche Existenz besagt, daß die entsprechende Organisationsform erfolgreich mit gegebenen Umständen korrespondiert.<sup>2</sup> Folglich muß man von einer Vielzahl gleichzeitig gültiger Alternativen ausgehen, soziales Leben zu gestalten. Ebenso gibt es Möglichkeiten für Vertreter einer Kultur, sich ambivalent auf eine andere einzustellen. Ambivalenz dieser Art erträgt jeder, der sich etwa einer Fremdsprache bedient. Es ist nur die Frage, ob solche Komplikationen wünschenswert erscheinen.

Daß die Europäer Überschneidungen mit karibischen Kulturen vermeiden, indem sie ihre Erfahrung damit sowie ihr Verständnis dafür beschränken, und auch alle Gestaltungsbestrebungen auf klare Verhältnisse richten, entspringt vor allem strategischen Absichten.

---

<sup>2</sup> vgl. Ludwig von Bertalanffy, "The Relativity of Categories" in *General System Theory*, Kap. 10.

Von militärischen Anfangserfolgen in europäischer Überlegenheit bestätigt, setzen die Invasoren die eigene Kultur absolut. Erst motiviert die Durchsetzung des eigenen Willens sie zur vereinfachenden Bewältigung des Anderen, dann die Fixierung der errungenen Vorteile zu einem permanenten Eurozentrismus. Seine Beherrschbarkeit suggeriert ihnen das einfachste Strukturprinzip. In seiner Beibehaltung drückt sich unübersehbar Machtwille aus. Dennoch kann es den Verhältnissen weder beschreibend noch planerisch langfristig gerecht werden. Es wird der karibischen Wirklichkeit vielmehr verzweifelt unterstellt. Unwillkürlich geht aus den Darstellungen jedoch auch hervor, wie zerrüttend das Prinzip sich auf die Verhältnisse und damit auch auf die eigene Partei auswirkt: Nachdrücklich werden Zerfall des Zusammenshalts untereinander, verschärfte Konkurrenz, soziale Spannungen, Enge der kolonialen Gesellschaft, stagnierende gesellschaftliche Entwicklung etc. beklagt. Die Aufspaltung in klare Oppositionen, deren Zusammenhang nur durch repressive Kontrolle zu gewährleisten ist, findet Eingang in jeden Lebensbereich und nimmt auch das europäische Lager nicht aus. In Europa, wo die sozialen Kräfte in ausgeweiterem Verhältnis zueinander stehen, ist es nicht annähernd so streng durchzusetzen wie in den Kolonien, denn nachbarschaftliche Rücksichten sowie interne gesellschaftliche Dynamik halten die Balance im Fluß. Die anfangs gehegte Utopie einer besseren Gesellschaft in Übersee scheitert schon mit der Vernichtung bestehender außereuropäischer Alternativen. Die Probleme mit dem Anderen fußen wesentlich auf der approbierten, aber unangemessenen Denk- und Handlungsweise. Gerade die Wehrlosigkeit der Anderen begünstigt die strategische Simplifizierung der Verhältnisse. Verständnis für ihre andere Kulturordnung kann unterdrückt, Austausch mit ihnen zugunsten erzwungener Knechtschaft verhindert werden. Berührungspunkte, Gemeinsamkeiten, kulturelle Überschneidungen werden hartnäckig negiert, als wäre es nicht möglich, den überhöhten Gegensatz zu überwinden und Verschiedenartiges anders als durch klare Unterordnung zu vereinbaren. Die bestehende kulturelle Vielfalt wird fortgesetzt verdunkelt und gegen begriffliche Einfachheit eingetauscht. Vereinheitlichung der Verhältnisse nach eigenem Maßstab gilt als unabdinglich, Unterdrückung anderer Kulturausserungen, Maßregelung ihrer Vertreter und angleichende Erziehung als einziges Rezept. Der Prozeß der Akkulturation, wie er auch unreglementiert zwischen Kulturen, die in Kontakt miteinander stehen, vor sich geht, wird dadurch besonders in der Karibik auf beispiellose Weise beeinträchtigt, indem man die Angleichung einseitig den Anderen aufzwingt, die trotzdem rassistisch ausgegrenzt bleiben. Die Denkweise, wie eine Ansammlung vieler kleiner Kultursysteme zu einem großen, komplexen System werden soll, weist unverkennbar Baumstruktur auf. Das einschränkende Prinzip wird auch von Kompromissen, wie der Erhaltung

einiger "Wilder" im Urzustand, nicht modifiziert, denn sie bestätigen nur das Motto 'entweder ganz oder gar nicht'. So vorteilhaft den Europäern der Kunstgriff auch erscheint, nimmt die geschaffene Ordnung doch nicht im Verhältnis zu ihrer Überschaubarkeit zu. Vielmehr nimmt der Grad an Differenzierung der Organisation mit der europäischen Expansion eher ab, denn auch die eigene Ordnung wird in der Fremde auf Durchsetzbarkeit und Kontrollierbarkeit reduziert. Dadurch, daß eine Kultur sich ausbreitet und alles Fremde wirksam einbindet, wächst die Welt zwar global zusammen, wird aber auch enger und einförmiger. Die kulturelle Vielfalt, die unter strukturellen Bedingungen des Halbverbands mit dem Kontakt zunehmen müßte, da sich neue Einheiten in Form von Überschneidungen bildeten, wie sie sich in kulturellen Variationen, etwa kreolischen Sprachen oder synkretistischen Religionen, als zusätzliche Alternativen andeuten, die die Wirklichkeit komplexer, aber auch reichhaltiger gestalteten, nimmt stattdessen ab. Andere Perspektiven der Welt und Formen der Lebensgestaltung werden für den Preis gedanklicher Einfachheit und effizienter Kontrolle eingeebnet. Die globale Einbindung der Anderen stellt sich unter den diktirten Bedingungen eher als unheilvolle Verstrickung in Abhängigkeit denn als ambivalente Verflechtung aufeinander abgestimmter Zusammenhänge dar. Wer glaubt, eine weltweit einheitliche Zivilisation rigider Strukturierung erzeuge mehr oder bessere Ordnung, macht sich falsche Vorstellungen. Der Schmelztiegel einer verbindlichen Weltordnung ist nicht nur kein gangbares, sondern auch kein wünschenswertes Ideal, denn der propagierte Fortschritt wird mit der Schaffung Abhängiger, die ein oktroyiertes Vorbild imitieren, gleichzeitig untergraben. Versuche wie der, andere Kulturen als Antagonisten der eigenen zu überwältigen, beschleunigen eher die universale Tendenz zur Disorganisation, die in der Physik als Entropie bekannt ist und der sich menschliche Organisation nur mit Hilfe von Lernfähigkeit temporär widersetzen kann.<sup>3</sup> Der Verlust an kultureller Vielfalt und autonomer Entwicklung bedeutet einen Verlust an Alternativen und auch an Kooperationsmöglichkeiten. Ohne Austausch zwischen Protagonisten verschiedener Entwicklung ist wenig anderes miteinander anzufangen als konkurrierende Imitation und permanente Rangordnungskämpfe. Das Chaos, immer in unüberschaubarer Vielfalt befürchtet, droht vielmehr aus fanatischer Einfalt.

---

<sup>3</sup> vgl. Norbert Wiener, *The Human Use of Human Beings: Cybernetics and Society*, Kap. 2, S. 4167.

In die Ferne zu reisen stellt sich im Spiegel der überwältigenden Mehrheit europäischer Berichterstatter als Aktivität dar, die gerade wegen der verwirrenden Situation aufgrund vielfach extrem anderer Kultur eine trivial vereinfachende Strukturierung angeregt hat und perpetuiert. Auch wenn ihre Beschreibung oft absurd und wenig glaubwürdig anmutet, drückt sich in der unermüdlichen Wiederholung doch ein Stück Realität aus. Der gedankliche Kunstgriff ist nicht nur zu einer verfestigten Überzeugung geworden, sondern auch in die entsprechend gestaltete Wirklichkeit eingegangen und bildet mittlerweile eine Gegebenheit, die nicht mehr einfach wegzudenken ist und der sich keiner nur durch Unvoreingenommenheit entziehen kann. Rassismus etwa, auch wenn er ein verzerrendes und planmäßig erfundenes Konzept darstellt, hat die karibische Wirklichkeit nachhaltig geprägt und ist tragender Bestandteil der bestehenden Ordnung der Dinge, mit dem für Besucher wie Besuchte bei jeder Grenzüberschreitung zwischen dem Eigenen und dem Anderen zu rechnen ist.

Unter gegebenen Umständen hat Reisen wenig mit Völkerverständigung oder Kulturaustausch zu tun, wie gern behauptet wird. Wenn das allgemeine Streben darauf gerichtet ist, in der Fremde ungehindert den eigenen Willen durchzusetzen, und der übliche Lernerfolg darin besteht, die eigene Verständnislosigkeit für andere Kultur zum Ausdruck zu bringen, dann wird es in erster Linie zu einer Manifestation von Macht. Überlegenheit drückt sich schon in dem Strom Reisender aus, der sich einseitig aus den Zentren der Macht in die bevorzugten Zielgebiete an der Peripherie, wie die Karibik, ergießt. Anziehend wirken für die Eindringlinge immer wieder die besonderen Vorrechte, die sie aufgrund der europäischen Machtposition dort zu genießen hoffen dürfen. Auch das Ziel, durch die Reise und ihre Beschreibung selbst zu etwas Besonderem zu werden, verrät zumindest Aspirationen auf gehobenen Status.

Bewegungsfreiheit ist wesentlicher Bestandteil abendländischer Kultur geworden, Urlaub und Reisen neuerdings sogar ein Pfeiler, auf dem der soziale Friede ruht. In einer als eng empfundenen Gesellschaft ist das Recht, wenigstens temporär in der Fremde zu machen, was man wirklich will, nicht mehr hinterfragbar, sondern unverzichtbare Kompen-sation für soziale Anpassung. Aber noch in der aktuellsten und scheinbar harmlosesten Form des Reisens, dem Tourismus, wird ein Eroberungsimpuls deutlich. Harmlos erscheint er, da jeder nur privat nach etwas Abwechslung und Vergnügen strebt und ganz legitim auf seine Kosten kommen will, doch in ihrer Gesamtheit entfaltet die periodische Massenbewe-gung einen überwältigenden Effekt. Global organisiert, institutionalisiert und geschäftlich ausgebeutet, wird sie nicht nur zu einem expansiven Wirtschaftsfaktor, dem sich die An-

deren in der Hoffnung auf Gewinnbeteiligung zur Vermarktung verschreiben, sondern auch zu einem Instrument, das eine Fortsetzung der mittlerweile diskreditierten kolonialistischen und imperialistischen Bestrebungen mit subtileren Mitteln ermöglicht. Tourismus erweist sich aufgrund seiner Akzeptabilität als besonders effizienter Agent der Integration der Weltgesellschaft nach europäischen Vorgaben. Auch mit touristischer Erschließung der Fremde schwinden kulturelle Alternativen, wächst der europäische Einfluß und entstehen Freizeitkolonien. Die Präsenz von Touristen verlangt nach bindenden staatlichen Abkommen, leistet wirtschaftlicher Penetration Vorschub, bietet im Krisenfall einen geeigneten Vorwand zur Intervention und verbreitet abendländischen Kulturstandard sowie Fortschrittsgläubigkeit. Unter den gegebenen strukturellen Bedingungen erwachsen den Besuchern, trotz zugestandener Gewinnbeteiligung der Besuchten, überproportionale Vorteile daraus. Während die Unterentwickelten sich der trügerischen Erwartung hingeben, dadurch Anschluß an die Entwicklung zu finden, schöpfen vor allem die Entwickelten den wirtschaftlichen sowie ideologischen Gewinn ab.<sup>4</sup> Zur geschäftlichen Nutzbarkeit und der Funktionalisierbarkeit als Angelpunkt subtiler Manipulation kommt noch der erzieherische Effekt auf die Reisenden, die bei ihrer Flucht in die Fremde regelmäßig auf die eigene Ordnung der Dinge zurückgeworfen werden.

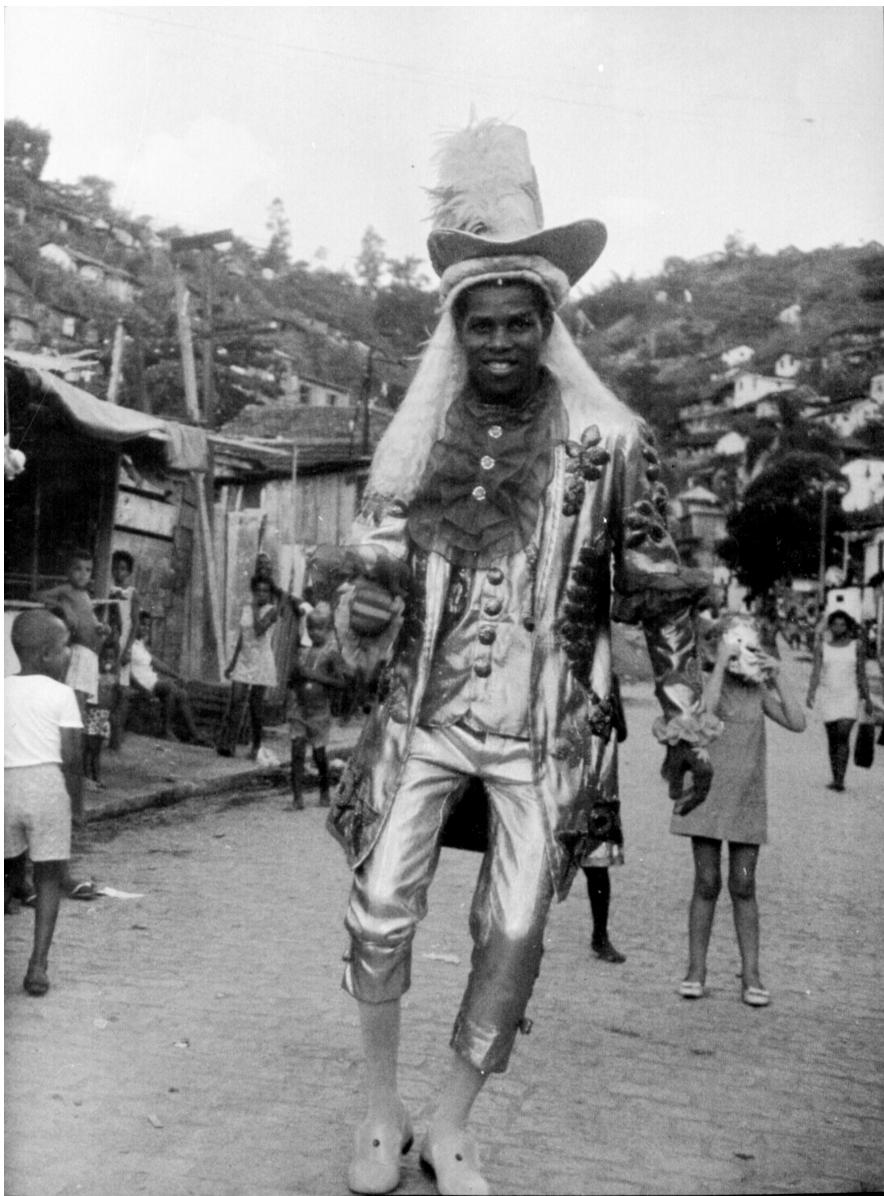
Reisen, emphatisch zum Sinnbild des Lebens als Strom stilisiert, von dem man ergriffen wird, um an unbekannten Stimuli zu wachsen, stellt sich so eher als eine Illusion von Freiheit heraus. Auch für die Europäer ist das emanzipatorische Moment daran aller Wahrscheinlichkeit nach zum Scheitern verurteilt, ob nun individualistisch neue Pfade beschritten und neue Ziele entdeckt oder die Spuren der Vorgänger ausgetreten werden. Denn die Chance, über die eigene kulturelle Konditionierung hinauszugehen, die persönliche Entfaltung sowohl ermöglicht als auch beschneidet, wird regelmäßig vergeben. Vielmehr wird in der Kreisbewegung von Weggehen und Wiederkommen, auch wenn die Systematik dem einzelnen meist undurchsichtig bleibt, eben das Andere, was zu suchen vorgegeben wird, vernichtet.<sup>5</sup> Ein Ausweg aus diesem Kreislauf, in dem Reisen zu einem System der Überwindung des Anderen wird, ist nicht abzusehen, es sei denn, die gewonnene Information aus dem Kontakt würde nicht vorwiegend gegen die Anderen, son-

---

<sup>4</sup> vgl. John M. Bryden, *Tourism and Development: A Case Study of the Commonwealth Caribbean*, 213-221.

<sup>5</sup> vgl. Hans Magnus Enzensberger, "Eine Theorie des Tourismus" in *Einzelheiten*, 147-168.

dern zur Adaptation der eigenen Verhaltensweise an andere kulturelle Wirklichkeit sowie zur Differenzierung der einförmigen Weltsicht verwendet.



“Karneval, das wichtigste folkloristische Ereignis”, aus Leonore Mau und Hubert Fichte, *Xango, die afroamerikanischen Religionen, Bahia, Haiti, Trinidad*



"Ländlicher Tempel, dessen Malereien an die des Königshofs in Benin erinnern", aus Leonore Mau und Hubert Fichte, *Xango, die afroamerikanischen Religionen, Bahia, Haiti, Trinidad*

## **Ausblick auf experimentierfreudigere Reisende**

An einer Reihe von Reisebeschreibungen fallen signifikante Abweichungen von der vorherrschenden Linie des Diskurses auf. Einen gemeinsamen Nenner ihrer Besonderheit bildet, daß die betreffenden Autoren andere Formen des Kontakts mit den Außereuropäern und der Auseinandersetzung mit anderer Kultur suchen. Mit ihren Darstellungen beleuchten sie eine dem Gros der Beschreibungen gleichsam abgewandte Seite von Reiseerfahrungen in der Karibik.

Ihre Haltung charakterisiert, daß sie sich nicht in unversöhnlichem Gegensatz zu den Anderen begreifen oder glauben, es müsse mit Macht eine übergreifende Ordnung erzwungen werden. Ihre Offenheit für neue Erfahrungen macht sie vergleichsweise experimentierfreudig. So wehren sie fremdartige Aspekte nicht grundsätzlich als unvereinbar mit eigenen Auffassungen und Ansprüchen ab oder nehmen sie widerstrebend in Kauf, sondern befürworten neugierig die Überschreitung des europäischen Erfahrungsbereichs und die Begegnung mit anderen Lebensformen und Menschentypen. Eine Veränderung eigener Lebensgewohnheiten und eventuell sogar der hergebrachten Weltsicht setzen sie bei einer Fernreise als selbstverständlich voraus. Mit dem Versuch der Adaptation fallen sie nicht nur aus dem Rahmen europäischer Reisender, sondern geraten meist auch in Gegensatz zu ihren andersdenkenden Landsleuten, da sie damit eingefleischte Verhaltensnormen verletzen. – Außergewöhnlich wirkt auch, was sie über karibische Verhältnisse zu berichten wissen; denn ihre Darstellungen zeigen sich nicht nur differenzierter und reichhaltiger, sondern widersprechen oft dem üblicherweise vermittelten Bild und wirken so als Gegendarstellung. Dabei entspringen die überraschenden Aspekte nicht unbedingt abenteuerlichen Erfahrungen im Bereich anderer Kultur, vielmehr tut ein Großteil von ihnen sich mit radikaler Kritik am europäischen Expansionsdrang in seinen variablen Ausprägungen und den geschaffenen kolonialen Verhältnissen hervor. Bei ihrem Widerspruch gegen gängige Verhaltens- und Beschreibungskonventionen bleibt es nicht aus, daß sie auch auf besondere Schwierigkeiten stoßen, die ihnen weniger aus dem Bereich des Fremden als des Bekannten erwachsen: Sie

müssen damit rechnen, beargwöhnt, gemaßregelt, an ihren Vorhaben gehindert und in bezug auf ihre Beschreibungsinhalte notorisch bezweifelt zu werden.

Einige unter ihnen können von einschneidenden Erfahrungen mit Außereuropäern berichten, die nicht nur ihre Einstellung zu ihnen verändern, sondern auch ein anderes Bild vom kulturellen Leben in der Karibik vermitteln. Neu ist in diesem Zusammenhang schon, daß in der Karibik, entgegen allen anders lautenden Beteuerungen derer, die nur kulturelle Mängel wahrnehmen, immer auch andere Lebensformen bestanden haben und weiterbestehen als die eingeführte europäische und selbst das Produkt fortschreitender Assimilierung vom Wunschbild der Kongruenz mit dem Mutterland abweicht. Andere Kultur ist offenbar, trotz aller Versuche, nie restlos zu unterdrücken gewesen, und auch die Einschmelzung zu europäischer Form hat nicht wie vorgesehen funktioniert. Zwar gelang es durch drastische Maßnahmen, wie Dezimierung der Indianer oder strenger Erziehung der versklavten Afrikaner, und intensive Zivilisierungskampagnen, die Entfaltung aller außereuropäischen Kulturen wirksam einzuschränken, durch Konversion und Repression die kulturelle Identität der Betroffenen zu erschüttern und eigenständige Kulturprozesse in den Untergrund abzudrängen, aber die Anderen waren dennoch nicht daran zu hindern, fragmentarisch immer auch eigene Traditionen zu rekonstruieren. Wenn sich unter den erschwerteren Bedingungen die Relikte für Außenstehende auch seltsam ausnehmen – archaisch, anachronistisch, unterentwickelt oder entfremdet, so sind doch die Ansätze zu eigener kultureller Entwicklung nicht zu leugnen, denn das karibische Umfeld weist nicht nur augenfällige ethnische, sondern auch kulturelle Vielfalt auf. Abweichungen vom vorgegebenen europäischen Muster sind nicht nur an Randgruppen festzustellen, wie Kariben, Buschnegern, Maroons oder Rastas, die sich europäischem Einfluß entziehen, um eigene Traditionen zu pflegen, sondern Erbteile aus verschiedenen Kulturkreisen "kreolisieren" in unterschiedlichem Grad die Alltagskultur der gesamten Bevölkerung. Kulturelemente unterschiedlichen Ursprungs durchsetzen sich. Afrikanische, indianische, asiatische Traditionen überschneiden sich mit spanischen, englischen, französischen, holländischen und US-amerikanischen. Aus der Vermischung geht nicht, wie vorgesehen, ein Ebenbild Europas hervor, nicht einmal eine einheitliche kreolische Abart davon, sondern hartnäckig brechen in dem Schmelztiegel neue Unterschiede auf und verleihen der sozialen Heterogenität durch bemerkenswerte kulturelle Diversifizierung Ausdruck: Verschiedene kreolische Sprachen, synkretistische Religionen, hybride Kunst- und Lebensstile konkurrieren auf engstem Raum miteinander. Karibische Wirklichkeit präsentiert sich, trotz aller Bemühungen, sie eindeutig

und klar zu ordnen, mehrdeutig und komplex bis ins Extrem. Soziale Gegensätze, wie das Verhältnis von Herren und Sklaven sie vorgibt, prägen nachhaltig die zusammengewürfelte Gesellschaft und verleihen der Uneinheitlichkeit karibischer Lebensformen gemeinsame Kennzeichen. In der diffusen Vielfalt unter der europäisierten Oberfläche drückt sich weniger ein Zerfall von Ordnung als eine Suche nach eigenständigen Organisationsformen aus, die in Proportion zu den repressiven Bestrebungen der Vereinheitlichung steht. – Da die multikulturellen Aspekte karibischen Lebens von den Befürwortern angleichender Entwicklung gewöhnlich als Unregelmäßigkeiten abgetan und somit im Bild von der Karibik mehrheitlich überblendet werden, wirkt ihre sporadische Berücksichtigung als wesentliche Strukturelemente um so exotischer. Obwohl die außergewöhnlichen Erlebnisse dieser Reisenden von Autoren, denen die Welt der Anderen verschlossen bleibt, gern als eigene ausgegeben werden, erklären sie ihre verständnisvolle Sichtweise nichtsdestoweniger für unglaublich und schrecken dabei auch vor demagogischen Methoden nicht zurück.<sup>1</sup> Daß es den Grenzgängern nicht nur um eine phantasievolle Provokation der herrschenden Meinung über andere Kultur geht, wie den Autoren gern unterstellt wird, macht nicht zuletzt ein zunehmendes wissenschaftliches Interesse an karibischer Kulturvielfalt deutlich, das dort in jüngerer Zeit wiederentdeckt, was vorschnell für überlebt gelten mußte.<sup>2</sup>

Ausnahmen, die sich im Kontakt mit anderer Kultur nicht so verhalten wie das Gros der Europäer, treten unter Reisenden aller Motivationen in Erscheinung, nicht nur unter Forschern, sondern schon bei den Eroberern und noch unter Touristen. Viele davon weichen nur graduell vom vorherrschenden Schema ab, einige jedoch grundsätzlich. Relativiert wird ihre Außergewöhnlichkeit auch vom Betrachtungszusammenhang, denn was etwa unter Forschern oder Abenteuerern zur Norm gehört, kann bei Exilierten oder Touristen exzentrisch erscheinen. Dennoch stellen ihre Ausführungen einen Diskurs dar, der sich von

---

<sup>1</sup> So nehmen etwa J.M. Frank und R. Jacobs Anleihen bei den Erfahrungen W.B. Seabrooks, die sie als eigene Erlebnisse ausgeben. (Vgl. Seabrook, *Magic Island*, 90-91 mit Frank, Paradies mit Vorbehalt, 217 und Jacobs, *Sonne über Haiti*, 115-117, sowie Seabrook, 92 ff. mit Jacobs, 35-37.) Eine Stelle übernehmen die beiden Nachahmer Seabrooks sogar gemeinsam. Einmütig stempeln sie jedoch jeden zum Lügner, der behauptete, persönlichen Einblick in Rituale des Vodou gewonnen zu haben (und nehmen damit indirekt Bezug auf ihre gemeinsame Quelle), weil es ihnen selbst nicht gelang und die positive Schilderung des von ihnen als Humbug denunzierten Glaubens der Anderen ihren Überzeugungen widerspricht. (Vgl. Frank, 227 und Jacobs, 252.) Frank greift Seabrook sogar direkt an und versucht ihn unglaublich zu machen, indem er ihn mittels eines sinnentstellten Zitats seinerseits des Rassismus überführen will (Vgl. Frank, 182 mit Seabrook, 127-128.)

<sup>2</sup> vgl. Michael M. Horowitz, *Peoples and Cultures of the Caribbean*, Einleitung, 1.

dem der Mehrzahl deutlich unterscheidet und gesondert reflektiert werden soll, wenn die Vielgestaltigkeit aufgetretener Ausnahmen, die über das erkennbare Muster vergleichbarer Reisender in unterschiedlicher Richtung hinausweisen, es auch ungleich schwieriger macht, eine gemeinsame Linie zu abstrahieren. Eher als ein grundlegend anderes Schema eröffnet ihre Zusammenschau einen erweiterten Ausblick, der erkennen läßt, daß Kontakt mit anderer Kultur nicht so verlaufen müßte, wie es meist der Fall ist.

\*

Über die 28 Autoren, die als Ausnahmen von der Regel Erwähnung fanden, lassen sich nur insofern verallgemeinernde Aussagen treffen, als allen ein ausgeprägt kritisches Bewußtsein für die eingeführte Denk- und Handlungsweise der Europäer gemeinsam ist, deren Schranken sie im eigenen Fall zu überwinden hoffen. Während sie noch einhellig ihr Interesse bekunden, es selbst anders zu machen, da Neues kennenzulernen sie besonders reizt und sie prinzipiell nicht davor scheuen, sich auf fremde Bedingungen einzulassen, finden die meisten von ihnen auf dem Weg, ihre Vorsätze in die Tat umzusetzen, wiederum Grenzen, die sie nicht überschreiten können oder zu überschreiten wagen. Nur einigen wenigen gelingt es tatsächlich, mit den Anderen zu Bedingungen fremder Kultur in Kontakt zu treten. Der unterschiedliche Erfolg, der ihrem Grenzgang zwischen den Kulturen beschieden ist, dividiert auch die Aufgeschlossenen unter den Reisenden. Die Mehrzahl von ihnen unterscheidet sich zwar in wesentlichen Punkten vom herkömmlichen Muster europäischer Reisender, aber ihre liberalere Haltung stellt sich als relative Abweichung von der Norm dar. Bei ihren Bemühungen um Annäherung und Verständigung verschieben sie graduell die Grenze des Tolerablen, ohne sie letztlich zu überschreiten. Vielmehr scheuen sie davor zurück, eventuell zu weit zu gehen, lenken mehr oder weniger bereitwillig ein und begnügen sich mit ideeller Zuwendung für die Anderen. Ihre Versuche, eingefleischte De-markationslinien zu kreuzen, werden vereitelt oder scheitern auf halbem Weg. Man könnte sagen, sie bleiben in den Maschen der dividierenden Herrschaftsstruktur hängen. Ihre Beispiele zeigen neben gutem Willen vor allem die einschneidende Wirksamkeit der europäischen Ordnung der Dinge. Denn wenn es auch von Anfang an immer einige gegeben hat, die sich in der Fremde darüber hinweggesetzt haben, wird ihnen eigenmächtiges Fraternisieren mit den Anderen doch leicht als Verrat ausgelegt. Besonders in den Texten der Aufgeschlossenen finden sich verstreute Hinweise auf diejenigen, die mit ihrer Sympathie zu weit gehen, wenn sie dafür europäischer Lebensweise entsagen. Sporadische Begegnungen mit solchen Abtrünnigen dokumentieren, wie tief das Bewußtsein für die Verfehlung ver-

ankert und mit welcher Intoleranz gegen kulturelle Ambivalenz bei eigenen Vorstößen zu rechnen ist.

Zur Zeit der Eroberung wird das Konzept der Abgrenzung von allen mutmaßlichen Widersachern nicht als lose Konvention gehandhabt, sondern Konformität mit der Vorgehensweise der eigenen Partei ist ein Gebot, das gerade in der Fremde – an der Front – eifersüchtig überwacht und dessen Übertretung sanktioniert wird. So gilt als Deserteur, wer sich eigenmächtig von seiner Einheit entfernt, und als Überläufer, wer ohne Legitimation bei den Anderen angetroffen wird. Zwar läßt sich dennoch nicht unterbinden, daß Dissidenten sich zwischen den Fronten einrichten, wie etwa Freibeuter und Bukaniere, die in der Karibik eine besondere Tradition haben, aber Grenzüberschreitung wird unter diesen Umständen zu einem irreversiblen Schritt, der dem Betreffenden den Rückweg verbaut. Die Unduldsamkeit gegen Verunklarung der Zugehörigkeit manifestiert sich handgreiflich. Zwangsrepatriierung der Aufgegriffenen ist noch die glimpflichste Maßnahme. Sparke erwähnt einen Franzosen, der auf den kapverdischen Inseln unter Afrikanern angetroffen wird. Seine Ablehnung, von den englischen Korsaren unter John Hawkins gerettet zu werden, schützt ihn nicht vor deren tatkräftiger Hilfe, die ihn auf seine Gemeinschaft mit den Anderen zu verzichten zwingt. Dabei ist es nicht unbedingt die Faszination des Fremden, die einige dazu treibt, abzumustern. Manchen Europäer verschlägt es unfreiwillig zu den Anderen, wie etwa den schiffbrüchigen Cabeza de Vaca, der dennoch bei seiner Rückkehr Ächtung und Repressalien von den Seinen erfährt und sich große Mühe geben muß, seinen langjährigen Aufenthalt bei Indianern zu erklären und den Verdacht der Illoyalität zu zerstreuen. Auch die autoritäre Disziplinierung, die in der Fremde die eigenen Reihen mit Gewalt geschlossen halten soll und damit die Existenzbedingungen der Reisenden verschärft, bringt manchen dazu, sein Glück auf eigene Faust zu versuchen, wie etwa Esquemeling, der unter Bukanieren Zuflucht findet, bei denen sich Abtrünnige aus allen Lagern sammeln. Für seine bürgerliche Wiedereingliederung fühlt er sich verpflichtet, den Piraten abzuschwören, denen gerade mit vereinten europäischen Kräften das Handwerk gelegt werden soll. In seinen Enthüllungen entlastet er sich von der Teilnahme an ihren sozialen Experimenten, die gelegentlich einschlossen, mit indianischen Frauen und sogar nach deren Sitten zu leben. Als die Herrschaft der Europäer in Übersee gesichert ist, werden Grenzgänger, die mit den Unterworfenen sympathisieren, zwar im Vertrauen auf die geklärten Verhältnisse nicht mehr generell verfolgt, aber Vorsicht ist dennoch geboten. Denn Fraternisieren mit den Versklavten könnte als Anstiftung zur Rebellion, Gemeinschaft mit den "Wilden" als Subversion

der Akkulturationsbestrebungen ausgelegt werden. Dauxion Lavayssé exemplifiziert, daß er sich, trotz seines erklärten Interesses an den Anderen, seiner eingeschränkten Freiheit bewußt ist, und verzichtet freiwillig auf provozierende Vertraulichkeiten mit ihnen; denn, wie er weiß, haben allzu passionierte Indianer- oder Negerfreunde mit Sanktionen zu rechnen. Selbst der ehemalige Sklave Equiano, der vehement für die Emanzipation eintritt, verleugnet sein afrikanisches Kulturerbe zugunsten einer strikt europäischen Haltung. – Das Befremden über "verniggerte" Europäer übersteigt noch das vor den Anderen selbst und besteht, unbeeinträchtigt von Sklavenemanzipation, Dekolonisation und exotischen Urlaubswünschen moderner Touristen, fort. Mit der Freiheit der Europäer, sich in aller Welt aufzuhalten, ist unterschwellig eine Repräsentationspflicht verbunden: Als Vertreter der Zivilisation können sie damit rechnen, ihr Ansehen zu steigern, wer dagegen auf das Niveau der "Primitiven" absinkt, fällt der Verachtung anheim und gilt in den Augen seiner Landsleute sogar vielfach als verloren für seine Ursprungsgesellschaft, da er sich irreversibel zu seinem Nachteil verändere. Nicht nur über die Fraktion der "armen Weißen" auf manchen Inseln, die sich in ihrer Lebensweise den Negern angeglichen hätten, wird bis heute immer wieder Klage geführt, auch Individuen jüngerer europäischer Herkunft, aber uneuropäischen Verhaltens, dienen beständig als warnendes Beispiel, das auch den Experimentierfreudigen vor Augen steht. Lady Brown trifft einen Weißen unter Eingeborenen an der Küste Panamas, den sie als hoffnungslosen Fall einer gestrandeten Existenz anführt. Jacobs begegnet in den Slums von Port au Prince einem Deutschen, der dort eine zweifelhafte Randexistenz unter Stand und europäischer Würde fristet. Sein Beispiel überzeugt ihn von der Unabdinglichkeit baldiger Heimkehr. Mümken nimmt sich die Geschichte des Matrosen zu Herzen, der, von Liebe geblendet, in einem mexikanischen Hafen abmustern will und von seinen Kameraden gewaltsam an Bord verfrachtet werden muß, weil es klar ist, daß sein Ansinnen scheitern muß. Mann empfindet abgerissene Segelfreaks als illegitime Repräsentanten seiner Gesellschaft und rückt sie in die Tradition piratisierender Deserteure, indem er ihnen Drogenschmuggel als Geheimnis ihrer dubiosen Existenz in der Karibik unterstellt. Zingler schockieren in Jamaika Europäerinnen, die mit Schwarzen leben. Ihr Überlaufen ins Lager der Anderen kann er nur auf sexuelle Hörigkeit zurückführen, und er ist überzeugt, daß mit ihnen nichts mehr anzufangen sei. – So wohlältige Wirkung europäischem Einfluß in der Fremde zugeschrieben wird, so verderblicher wohnt, nach landläufiger Auffassung, dem der Anderen inne. Die Norm asymmetrischer Akkulturation erlegt Europäern, bei aller Bewegungsfreiheit, gewisse Zurückhaltung im Kontakt mit anderer Kultur auf, wenn sie nicht ihr gesellschaftliches Ansehen aufs Spiel setzen wollen. Nach dem Motto, man könne nicht zwei

Herren dienen, gilt zwar Liebäugeln mit dem Exotischen noch als harmlos, aber am Leben der Anderen teilzunehmen, macht den Betreffenden nach wie vor selbst dubios.

In den Texten der meisten Aufgeschlossenen spiegelt sich wieder, wie prekär die Überschreitung der Grenze zu den Anderen ist, nicht so sehr, weil mit deren Feinseligkeit zu rechnen wäre, sondern weil es europäische Konventionen verletzt. Entweder werden ihren Kontaktversuchen von Mitreisenden und Ansässigen Beschränkungen auferlegt oder wohlweislich schon von ihnen selbst. Zuweilen wird auch nicht ganz klar, ob sie sich wirklich damit konformieren oder ihre Erfahrungen erst in der Beschreibung von normwidrigen Interferenzen bereinigen. Denn einerseits lassen sie, in dem Versuch, ihren Vorstoß zu rechtfertigen, ihr Interesse an den Anderen vorsorglich limitiert erscheinen, andererseits machen die unverhältnismäßigen Schwierigkeiten, die ihre Versuche, anders mit ihnen umzugehen, im Sande verlaufen lassen, sie um so kritischer den eingefahrenen Verfahrensweisen der Europäer gegenüber. Wenn es ihnen auch nur in begrenztem Maß gelingt, andere Kultur kennenzulernen, so motivieren ihre frustrierten Bemühungen sie doch, gegen die Willkür der Kolonisatoren sowie die Ungerechtigkeit der geschaffenen Ordnung zu Felde zu ziehen.

So sehr Vespucci auch an kommunikativem Austausch mit den Indianern gelegen sein mag, muß er zwanglosen Umgang mit ihnen doch auf sporadische Begegnungen beschränken, wenn ihm gestattet wird, sich todesmutig auf Einladungen von ihrer Seite einzulassen: denn sonst zwingt ihn die Expedition, der er als Kosmograph angeschlossen ist, Konformität mit dem geläufigen Vorgehen auf. Einlenkend hält er sich auch mit dem keimenden Verständnis für die Anderen zurück: Seine Faszination von der unverbildet natürlichen Lebensweise der Indianer, die in manchen Aspekten seinen Idealen von Freiheit und Gleichheit nahekommt, wiegt er sorgsam mit Beobachtungen barbarischer Sitten wie Kannibalismus und sexueller Ausschweifung aus oder führt gegnerische Feindseligkeit an, um die Plünderung zu legitimieren, wobei er darauf achtet, das Gewinnstreben der Eroberer zu bagatellisieren, indem er etwa betont, der Verkauf der Sklaven habe kaum die Unkosten gedeckt.

Der gute Wille Andagoyas, die Indios menschlich zu behandeln, wird ebenfalls von seinen Landsleuten hintertrieben, die mit allen Mitteln um Beute konkurrieren und ihm, als er endlich aus der Position des untergebenen Mitläufers in eine verantwortliche aufrückt, die zur Verwaltung überlassene Provinz abjagen, wo er es hätte anders machen können. Sein Verständnis anderer Lebensart beschränkt sich auf einige Züge, die mit progressiven Gesellschaftsidealen in Einklang stehen, wie Naturverbundenheit, moralischem Verhalten

auch ohne obrigkeitliche Überwachung und einer losen Herrschaftsstruktur, in der die Oberen sich nicht an ihren Untergebenen bereicherten. Mehr als von den Anderen ist er gegen die Eigenen eingenommen und kritisiert mit dem in Erfahrung Gebrachten vor allem die entfesselte Willkür, Korruption und internen Intrigen.

Las Casas beweist in seiner Verteidigung der Indianer gegen Diffamierung, Ausbeutung und Ausrottung außergewöhnliche Sympathie für sie und detaillierte Kenntnisse ihrer Lebensweise sowie Einfühlungsvermögen in ihre Position. Von seinen Erfahrungen mit ihnen gibt er aber nur Faktisches Preis, mit dem er glaubt, gegen die spanische Praxis ihrer Unterjochung zu Felde ziehen zu können, und verschweigt seinen persönlichen Umgang mit ihnen, um sich nicht dem Vorwurf der Subversion auszusetzen. So beschränkt er sein Verständnis auf Relativierung ihrer Andersartigkeit und den Nachweis, daß ihre Kultur durchaus ihren Bedürfnissen entspreche und sogar europäischen Maßstäben gerecht würde, wäre man nur bereit, sich darauf einzustellen. Seine Argumentation zielt darauf, akzeptable Kompromisse auszuhandeln und das Vorgehen mit in Vergessenheit geratenen europäischen Idealen in Einklang zu bringen. Um die Anderen zu schützen und die Eroberer von destruktiven Gewalttaten abzuhalten, setzt er sowohl vernichtende Kritik als auch moralische und wirtschaftliche Anreize ein, erlegt sich jedoch Zurückhaltung bezüglich seiner eigenen Person auf und schwenkt auf einen Kompromiß sanfter Konversion ein. Benzoni sieht sich an zwanglosem Kontakt mit Indianern durch die verhärteten Fronten zwischen Einheimischen und Eroberern gehindert, die er nicht auf eigene Faust zu kreuzen wagt. Von den Spaniern zur Sklavenjagd verpflichtet, lernt er die Anderen nur aus der unfreiwilligen Distanz des Bezwingers kennen. Seinen Unmut kompensiert er mit kritischer Berichterstattung, die jedoch nur potentielles Verständnis für sie ausdrücken kann. Esquemeling, der sich den piratisierenden Aussteigern europäischer Gesellschaft anschließt, um der unmenschlichen Knechtschaft als Engagé zu entrinnen, sympathisiert mit deren Ansätzen zu einer freiheitlicheren Sozialordnung und sähe die Kumpanei gern auch auf Außenstehende ausgedehnt. Doch um des Überlebens willen zu Gruppensolidarität verpflichtet, nimmt er an ihren Raubzügen teil, deren Opfer nicht nur die verfeindeten Spanier mit ihrem Anspruch auf exklusive Rechte in der Karibik werden, sondern bei denen auch die Anderen opportunistisch zur Verproviantierung der Flotte, als Knechte oder Verbündete ausgenutzt werden. Zwar gelingt es ihm schließlich, sich aus dem Teufelskreis sinnloser Zerstörung zu befreien und in den Schoß seiner Ursprungsgesellschaft zurückzukehren, aber Indianer hat er nur flüchtig Gelegenheit kennenzulernen. So bleibt sein differenzierendes Verständnis auf

die "Gesetzlosen" beschränkt, deren Beschreibung letztlich seiner Rehabilitation dient, ohne mehr als Kritik an den durch allseitige Rivalitäten belasteten Verhältnissen leisten zu können.

Intoleranz gegen kulturelle Ambivalenz macht für Equiano auch die favorisierte Anpassung an europäische Kultur prekär. Bereitwillig assimiliert er sich, um sein Los als Sklave zu verbessern. Doch trotz paternalistischer Förderung im Dienst milde gesonnener Herren, erfährt er massive Widerstände, die Weihen englischer Kultur zu empfangen. Auch als Freigelassener von hoher Bildung wird er ausgegrenzt und muß sich mit der Farbigen beigemessenen Inferiorität abfinden. Selbst zum überzeugten Europäer geworden, bezieht er zwar gegen Unterdrückung der Anderen Stellung, sieht sich aber veranlaßt, afrikanischer Kultur zu entsagen und seinerseits eifernde Bekehrungsversuche an Indianern zu unternehmen.

Girod de Chantrans zeigt beste Vorsätze, in seine aufgeklärte Geisteshaltung auch die Anderen als Partner einzubeziehen. Vor den Kopf gestoßen vom Verrat der Aufklärung durch die französischen Kolonisten in Haiti, begräbt er die idealistischen Hoffnungen auf eine bessere Gesellschaft in Übersee. Seine prinzipielle Solidarität mit den Unterdrückten bleibt jedoch auf theoretische Sympathien beschränkt, denn weder findet er die Entschlußkraft, die bindenden Konventionen zu überschreiten und sich auf Austausch mit den Versklavten einzulassen, noch findet er deren in der Sklaverei "entartete" Kulturausserungen seinen hohen Idealen entsprechend. So harrt er mürrisch auf seiten der Europäer aus, analysiert die Kolonialgesellschaft mit vernichtendem Blick, verdammt sogar kühn das gesamte Projekt der Kolonialisierung als Fehlentwicklung, aber in bezug auf die Anderen schwenkt er auf die Linie allmählich angleichender Erziehung ein.

Dauxion Lavayssé, schon als Jugendlicher zu Verwandten nach Übersee geschickt, fühlt sich dort heimisch. Auch die Lebensart der Anderen hat nichts Befremdliches für ihn. An den Afrikanern röhmt er Intelligenz, Tapferkeit und Edelmut, denn in den Wirren der Kolonialkriege habe er mehrfach bei ihnen Zuflucht gefunden. Bei den Kariben Venezuelas war er zeitweise als "Entwicklungsshelfer" tätig, kennt ihre Bräuche und schätzt ihre Geschicklichkeit. Sein Verständnis für sie deutet er jedoch nur zurückhaltend an und schwenkt auf sachliche Argumentation im Sinne wirtschaftlichen Vorteils durch liberale Reform ihrer Unterdrückung sowie paternalistische Förderung durch Erziehung ein. Nicht nur mit seinem "wissenschaftlichen" Tribut, mit dem er Anschluß an die Entwicklung in der Metropole sucht, bekennt er sich eindeutig zu einer europäischen Haltung, sondern auch

von seiner Idee, sich bei Indianern niederzulassen, sagt er sich los und lässt sich stattdessen von indianischen Dienern begleiten.

Gosse geht nur so weit, eine weltoffene Geisteshaltung zu zeigen und die kürzlich aus der Sklaverei entlassenen Afrikaner zu respektieren. Koexistenz erscheint ihm problemlos möglich. Sein Interesse wird jedoch fast gänzlich von Naturforschung eingenommen, deren Schilderung etwaige Vertraulichkeiten mit den Anderen überblendet. Sein Verständnis begrenzt sich auf prinzipielle Sympathien. So drückt er etwa seine Wertschätzung für die üppig kultivierten Kleingärten der Schwarzen aus, die Reisenden sonst nur wuchernde Unordnung bedeuten.

Dana ist in Kuba zwar bereit, sich auf spanische Kultur einzustellen, ignoriert aber afrikanische Einflüsse oder wertet sie als verfälschend. So pflegt er Kontakte mit Einheimischen nur, insofern sie den Rahmen des Europäischen nicht sprengen, integriert sich, so gut es geht, und differenziert sein Bild von Kuba. Obwohl er sich als Gegner der Sklaverei zu erkennen gibt, hält er die Grenzen von Stand und Schicklichkeit ein und meidet Kontakte mit den Versklavten. Sein besonderes Verständnis für Kuba dokumentiert sich vor allem in außergewöhnlichem Problembewußtsein und der Konsequenz, seinen amerikanischen Landsleuten von Einmischung abzuraten und die Lösung den Kubanern auf ihre Art zu überlassen.

Woodruff erfährt, integriert in eine kubanische Familie, den Alltag aus der Perspektive weißer Kreolen und adaptiert sich nach Kräften an deren Lebensart. Zwar relativiert sie dadurch die hergebrachte US-amerikanische, doch findet sie auch Grenzen ihrer Adaptionsbereitschaft und gerät in Zwiespalt. Schwankend zwischen Respekt für ihre Gastgeber und Loyalität zu heimischen Traditionen, versucht sie ihr inneres Gleichgewicht zu stabilisieren, ohne die Situation noch durch Annäherung an Afrikaner oder Chinesen zu komplizieren, die sie aus übergeordneter Distanz toleriert.

Lady Brown transzendent in der Fremde draufgängerisch die engen Grenzen der weiblichen Rolle und adaptiert sich bereitwillig dem Leben in der Wildnis, wie ihr männlicher Begleiter es vormacht. Der aber hält sich eng an das Vorbild der Entdecker und pflegt das Recht des Stärkeren auch in wagemutigem Alleingang. Der ersehnte Kontakt mit den Anderen wird so zu einer Demonstration europäischer Überlegenheit. Bei von der Zivilisation unberührten Indianern aufgenommen und als Göttin verehrt, lüftet sie zwar manch sensationsträchtiges Geheimnis und macht zivilisatorischen Einfluß geltend, ohne sich jedoch

mehr als kurzfristig und asymmetrisch auf Beziehungen einzulassen. Trotz Sympathie für die "Primitiven", hält sie streng auf Unterscheidung von ihnen und schreckt im entscheidenden Moment vor einer Einladung zu eingehenderer Teilnahme an ihrem Leben zurück. So lassen einschneidende Erfahrungen sie zwar über sich selbst hinauswachsen, doch nicht über das Muster europäischen Umgangs mit den "Wilden".

Mittelholzer, ursprünglich selbst aus Guyana, bemüht sich um eine Gegendarstellung zur exotisierenden Sichtweise europäischer Reisender und betont aus seiner reichhaltigen Erfahrung die Assimilation karibischer Verhältnisse an das europäische Vorbild. Nur die wirtschaftliche Unterentwicklung lässt er als verbleibende Unterscheidung gelten und führt sie kritisch auf die ererbte koloniale Struktur mit ihren charakteristischen Einschränkungen zurück. Eigenständige karibische Kulturansätze tut er als Relikte der Vergangenheit ab.

Naipaul, in Trinidad aufgewachsen und in England wahlbeheimatet, lehnt der Beschreibung seines Besuchs zwar den differenzierenden Blick des Kenners, der eigentlich keine Adaptationsschwierigkeiten hat, aber er kann sich mit karibischen Verhältnissen nicht mehr befreunden, zumal wenn diese nicht nur relative Mängel aufweisen, sondern Unvereinbarkeit mit dem europäischen Maßstab, wie er es bei Indianern, Buschnegern und Rastas erlebt. So hält er kritische Distanz und begnügt sich damit, eine selbständige Entwicklung der Karibik zu problematisieren, die sich für ihn selbstzerstörerisch im Kreis dreht und das koloniale Erbe reproduziert, ob nun rivalisierende ethnische Gruppen Rangordnungskämpfe unter sich austragen oder in nationalem Optimismus eine einheitliche kreolische Identität gesucht wird. Die Abkehr vom europäischen Vorbild sieht er als ebenso ausweglos an wie dessen verzweifelte Imitation. Die bestehende Abhängigkeit führt, wie er befürchtet, bei allen Autonomiebestrebungen doch nur zu erneuter Versklavung. Wenn er sich selbst auch mit keiner der dividierten Parteien identifizieren kann, regt er doch an, über die enge Ordnungsstruktur hinauszudenken, die Europäer und Andere zwanghaft aufeinander fixiert, und ein Bewußtsein für die vielfältigen Überschneidungen koexistierender Kulturen zu entwickeln.

Goytisolo ist zwar angetan von der revolutionären Wende in Kuba, aber enttäuscht von der Vereitelung menschlicher Begegnung durch fürsorgliche Betreuung von offizieller Seite, die ihm den sozialistischen Weg als fortschrittlich und human präsentiert, bei ihm jedoch Zweifel an der demonstrativen gesellschaftlichen Geschlossenheit aufkommen lässt. Indem er auch widersprüchliche Eindrücke festhält und etwa die Integration der Afrikaner sanft in Frage stellt, überschreitet er das übliche Muster ideologischer Selbstbestätigung, doch er

bleibt Außenstehender, dem es nicht gelingt, die ideologisch befestigte Abgrenzung zu überwinden. So wird sein Verständnis eher von der Hoffnung getragen, die fortschrittlichen sozialen Errungenschaften mögen eine autonome Entwicklung einleiten, als vom Einblick in andere Lebensart.

Cardenal fällt die Adaptation an kommunistische Verhältnisse in Kuba nicht schwer, denn sie entsprechen weitgehend eigenen Vorstellungen. Alte Freunde erleichtern ihm eingehende Erfahrungen. Doch andere Kultur lernt er nur in Form der sozialistischen Variante europäischen Fortschritts kennen. Die Anderen erscheinen ihm darin so integriert, daß er sie nicht einmal gesondert wahrnimmt. Sein Verständnis für Fremdartiges beschränkt sich somit auf die kommunistische Alternative, die auch seiner kritischen Überprüfung als katholischer Priester standhält und die er, trotz gelinder Vorbehalte gegen autoritäre Vereinheitlichung, für gerechter hält und imstande, die Sünden des Kolonialismus wiedergutzumachen.

Auch Chadwick bleibt in Kuba in der Auseinandersetzung mit kommunistischer Ideologie gefangen. Seine Grenzüberschreitung besteht darin, daß er sich über bestehende Vorurteile seiner Gesellschaft hinwegsetzt. Zwar stützt er seine Beglaubigung sozialen Fortschritts auf Selbstzeugnisse von Betroffenen, mit denen er in Kontakt kommt, aber für die Anderen kann er auch unter der veränderten Struktur nur auf die Freiheit zur Pflege eigener Traditionen hoffen.

Ockenfuß sieht sich veranlaßt, ihre Vorliebe für Ausflüge in exotische Welten, die ihr zu Hause schon als Reisesucht vorgehalten wird, mit Studien zu legitimieren. Neugierig befreit sie sich von heimischen Konventionen und läßt sich in Jamaika auf ein Abenteuer mit einem schwarzen Freund ein, bekommt aber bald Bedenken, in weiblicher Anpassungsbereitschaft ihr Emanzipationsbestreben zu vernachlässigen. Aus dem Zwiespalt, auch in der Fremde in die Grenzen der weiblichen Rolle gedrängt zu werden,rettet sie sich durch unvermittelten Rückzug. Doch außergewöhnlich ist nicht so sehr ihr experimentierfreudiger Vorstoß oder die Enttäuschung von der exotischen Alternative wie ihre Selbstreflexion, die das Scheitern nicht den fremden, sondern den bekannten Strukturen anlastet, die sie dort vorgefunden sowie selbst mitgeschleppt habe.

Zingler flieht deutsche Strafverfolgung, um in Jamaika ein neues Leben anzufangen. Freunde unter den marginalisierten Anderen verschaffen ihm Zugang zur Subkultur. Bereitwillig adaptiert er sich an vorteilhafte Aspekte der anderen Lebensart und genießt freund-

schaftliche Protektion sowie ein aufregendes Sexualleben. Daß er sich schließlich doch nicht einfügen kann, macht er nicht etwa an seiner opportunistischen Haltung fest, sondern an der korrupten Sozialordnung. Von der Zusammenarbeit deutscher mit jamaikanischen Behörden in die Enge getrieben, schrecken ihn die quasi kolonialen Verhältnisse in der Fremde mehr als deutsche Haftbedingungen und veranlassen ihn zur Rückkehr. Er versteht sich selbst als Opfer der Repression und richtet sich kritisch gegen die Unterdrücker, die auch unter Unabhängigkeit die Autonomie der Anderen unterbinden und enge bürgerliche Normen verhängen.

Die Resignation der Aufgeschlossenen, die sich mit dem Fremden gern einvernehmlich arrangiert hätten, verdeutlicht, daß in der Auseinandersetzung keine neutrale Zone zwischen den Fronten vorgesehen ist, in der Unbeteiligte eine Nische fänden. Die Abgrenzung ist mit europäischer Durchdringung der Karibik nicht etwa aufgehoben, sondern nur verwischt worden und besteht auf subtilere, aber unvermindert wirksame Weise fort. Erfahren Vespucci, Andagoya, Benzoni oder Esquemeling die Beschränkungen individueller Bewegungs- und Koalitionsfreiheit noch als handfesten Zwang von der Gruppe ihrer Mitreisenden, so erscheinen sie bei Girod de Chantrans, Dana oder Woodruff bereits weitgehend verinnerlicht. Sie scheuen den Zwiespalt und drohende Komplikationen von sich aus und nehmen Rücksicht auf die eingeführte Ordnung der ansässigen Europäer. Während man bei Las Casas, Dauxion Lavayssé oder Gosse noch annehmen könnte, daß sie nähere Erfahrungen mit den Anderen nur unterschlagen, um sich keine Blöße zu geben und ihre rhetorischen Absichten nicht zu gefährden, zeigt die Konformität der konvertierten Anderen wie Equiano, Mittelholzer oder Naipaul, daß Alternativen auch für die, bei denen Ambivalenz naheläge, nicht ernstlich in Frage kommen. Glauben Goytisolo, Cardenal und Chadwick mit der Anerkennung für ein konkurrierendes europäisches Gesellschaftssystem schon weit genug gegangen zu sein, so scheuen Ockenfuß und Zingler vor der Einstellung auf eine von Assimilation korrumptierte Gesellschaft der Anderen.

Nicht nur europäischer Nachdruck auf eindeutiger Identifikation erschwert den Experimentierfreudigen die Einstellung auf andere Lebensformen, sondern auch der Verlust kultureller Identität bei den Anderen. Anstelle fremder Kultur lernen sie in der Karibik vor allem ein anderes Gesicht der eigenen kennen, das ihnen widerstrebt. Um gegen Willkür, kurzsichtigen Eigennutz, Ungerechtigkeit und Enge der kolonialen Verhältnisse zu protestieren, führen sie christliche, humanistische, aufklärerische, demokratische oder sozialistische Prinzipien ins Feld. In der verfahrenen Situation geht es ihnen in erster Linie

darum, die augenfälligen Beschränkungen der eigenen Ordnung zu überkommen. Für die unterlegenen Anderen empfinden sie Mitgefühl, doch angesichts der Machtverhältnisse sehen sie sich zu taktieren genötigt. Vielfach machen sie sich zu Anwälten der Unterdrückten und plädieren für eine liberalere Gesellschaftsordnung, die nicht nur den Europäern Vorteile verheißt, sondern auch die Anderen gleichberechtigt integriert. Damit zeigen sie aber auch die Grenzen ihres Verständnisses für kulturelle Autonomie. In Gefechte mit der Unduldsamkeit der eigenen Ordnung verwickelt, distanzieren sie sich von ihren Unzulänglichkeiten, doch gleichsam mit dem Rücken zum Fremden. Das Ringen um Emanzipation macht sie zwar toleranter als das Gros der Reisenden, insofern sie auch Außenstehenden vorbehaltlos die fortschrittlichen Errungenschaften europäischer Kultur angedeihen lassen wollen, aber sie denken umgekehrt nicht ernsthaft daran, fremde Sitten auf sich selbst anzuwenden. Die erstrebte Annäherung muß somit vertagt werden, bis bessere Voraussetzungen geschaffen sind. Obwohl ihre Kontaktversuche scheitern, läßt ihr Diskurs erkennen, daß von Anfang an entschiedene Gegner der vorherrschenden Denk- und Handlungsweise existierten, unter der die Fremde eingegliedert wurde. Ihre Gegenstimmen legen beredtes Zeugnis eines kritischen Bewußtseins für die europäische Expansion ab. Die Verbreitung von Schriften wie der Briefe Vespuccis, der Apologie von Las Casas, Esquemelings Piratenchronik, Equianos Autobiographie, Danas Kubareise, Naipauls "Middle Passage", Ernesto Cardenals Reisetagebuch sowie ihr Einfluß auf andere Autoren, die sich häufig auf sie berufen, spricht für Popularität ihrer Ideen. Wenn ihre anklagenden Enthüllungen zwar Aufmerksamkeit erregen, die orientierende Wirkung der Information aber verschwindend bleibt, verweist dies auf den Zynismus der Macht, mit dem an der eingeleiteten Entwicklung festgehalten wird.

Einigen wenigen Reisenden gelingt es in der Karibik, den verfahrenen Verhältnissen und allen einschränkenden Konventionen zum Trotz, andere Kultur zu erleben und sich darauf einzustellen. In ihren Texten wird die Erfahrung des Anderen nicht als Episode, sondern als qualitativer Sprung beschrieben, der sie selbst in unvorhergesehener Weise verändert. Ihnen eröffnet sich eine andere Welt: Sie lernen, sich mit den Anderen zu deren Bedingungen zu verstehen und die Wirklichkeit aus anderer Perspektive zu betrachten. Die verschwindende Minderheit dieser Autoren wirkt angesichts so regelmäßig frustrierter Versuche, auf Reisen die eigene Kultur zu überschreiten, um so außergewöhnlicher, obwohl ihre Leistung, ambivalent an verschiedenen Lebenswelten teilzunehmen, umgekehrt von den Anderen ganz

selbstverständlich erwartet und vielfach erbracht wird. Nur aus ihren Beispielen lässt sich ersehen, daß die Unterschiede auch für Europäer nicht wirklich unvereinbar und die gedachten Grenzen nicht so unüberwindlich sind, wie immer vorgegeben wird. Was man für eine grundlegende Erfahrung bei einer Fernreise halten könnte, erweist sich so als Ausnahmeerscheinung am Rande.

Cabeza de Vaca, unfreiwillig zu seinem Aufenthalt bei Indianern genötigt, als die spanische Expedition, mit der er unterwegs ist, in Florida aufgerieben wird und er schiffbrüchig mit einigen Überlebenden strandet und auf fürsorgliche Hilfe angewiesen ist, sieht seine Rettung zunächst als Gefangenschaft. Hilflos unangepaßt an die anderen Lebensbedingungen, hält er verzweifelt an seiner angestammten Identität fest und verweigert sich der Teilnahme bei den Anderen, bis man ihn zwingt, für seinen Unterhalt etwas zum Gemeinwohl beizutragen. Von untergeordneten Diensten, die er auch als Neuling verrichten kann, avanciert er zum fahrenden Händler und Heilkundigen. Über die sechs Jahre bei Indianern berichtet er vorzugsweise Faktisches aus kritischer Distanz, doch lernt er auch spezifische Werte der anderen Lebensform schätzen und differenziert damit das Bild von den Anderen. Zwar verschweigt er vorsichtig den Grad seiner Adaptation und betont mehrfach, in seinem Innersten Christ geblieben zu sein, aber schon aus der Anerkennung der Indianer für seine Leistungen geht hervor, daß er einvernehmlich an ihrer Kultur partizipiert und sich auf indianische Weise an der Produktion gesellschaftlicher Werte beteiligt haben muß. Anders als fast alle seiner Leidensgenossen denkt er nicht an sofortige Rückkehr zu den Seinen, sondern erst, als er sich für den langen Marsch zu den spanischen Eroberern in Mexiko mit den nötigen Kenntnissen gerüstet fühlt. Auf dem Weg findet er überwiegend freundliche Aufnahme bei den Einheimischen, denen er im Austausch für Verpflegung und Geleitschutz seine Dienste als Heiler offeriert. Dabei lernt er mehrere Sprachen, erweitert seine heilkundlichen Fähigkeiten, fungiert gelegentlich sogar als Vermittler zwischen verfeindeten Stämmen und gewinnt eine wachsende Anhängerschaft, die ihn begleitet. Als er schließlich ins Grenzgebiet des spanischen Expansionsbereichs vorstößt, bringt ihn die rücksichtslose Zerstörung indianischer Kultur, die er aus der Sicht der Opfer spanischer Raubzüge erlebt, in Konflikt mit seiner eigenen. Er fühlt Bindungen an beide Lager und versucht in seiner Beschreibung, auch die vernachlässigte Perspektive der Anderen zu vermitteln. Seine doppelte Zugehörigkeit lässt ihn die Möglichkeit der Kooperation über die Grenzen verschiedener Lebensformen hinweg erkennen und macht ihn zum entschiedenen Gegner von Gewalt. Zum Problem wird seine Ambivalenz erst, als seine Landsleute prompt eindeutige

Loyalitätsbeweise verlangen und sich seines Einflusses bei den Anderen zu deren Unterwerfung bedienen wollen, während die Indianer, selbst die unter spanischer Herrschaft ver-sklavten, ihm fernerhin vorbehaltlos vertrauen. Der Zwangslage, so oder so zum Verräter zu werden, entzieht er sich durch Rückkehr nach Spanien, um dort mit seiner kritischen Darstellung der Verhältnisse auf Einstellung der Feindseligkeiten zu plädieren.

Hearn zieht Martinique gerade wegen der anderen Lebensart der Afrikaner an. Bereitwillig lebt er unter Stand eines Europäers und sucht Austausch mit den Anderen, deren Lebensäußerungen ihm spontan gefallen. Aufgrund des belasteten Verhältnisses zu Europäern kann er nur allmählich ihr Vertrauen gewinnen und muß sich mit bescheidener Anteilnahme an den kleinen Ereignissen des Alltags zufriedengeben. Dennoch lernt er nicht nur ihre Menschlichkeit schätzen, sondern macht sich ihre andere Kultur weitgehend zu eigen. Wo seine Landsleute nur eine Negerinsel wahrnehmen, erschließt sich ihm eine andere Welt, die durchaus nicht unvereinbar mit der europäischen für ihn ist. Die bestehenden sozialen Schranken muten ihm angesichts der fließenden Übergänge und Verflechtungen absurd an. Gerade kulturelle Ambivalenz findet er anregend, sowohl was seine eigenen Erfolge der Adaptation betrifft als auch die Phänomene kultureller Vermischung, die er vorfindet. In seine minutiösen Alltagsbeobachtungen fließen kreolische Sprachkenntnisse, Mythen, Legenden, Lieder und Sprichworte ein, die seine verinnerlichte Perspektive des Anderen zeigen, während er seine eigene Person nahezu ausblendet. Er selbst wird zum Bestandteil der fremden Ordnung, die er entschlüsselt, und vermittelt mit seiner Beschreibung die Bereicherung seiner Weltsicht sowie die Gangbarkeit der Umstellung.

Descos erkundet Haiti zu Pferd unter Führung Einheimischer und zeichnet Sitten und Gebräuche der Landbevölkerung auf. Um diese kennenzulernen, muß er deren Scheu vor weißen Eindringlingen überkommen und sich auf die lokale Lebensweise einlassen. Mit dieser Bereitschaft wird er, wie er berichtet, gern einbezogen, zuvorkommend bewirkt und sicher geleitet. Obwohl seine Beobachtungen weitgehend unpersönlich gehalten sind und nicht allzu viel über seine Beziehungen zu Einheimischen verraten, geht doch hervor, daß er mit den Bedingungen problemlos zurechtkommt. Auch wenn er nostalgisch die verblassenden Relikte der französischen Kolonialzeit beschwört und gewisse Rückschritte feststellt, überrascht und begeistert ihn die eigenständige Kultur mit ihren Überschneidungen afrikanischer und europäischer Traditionen. Er genießt die exotische Erfahrung, an anderer Lebensart teilzuhaben, und erlebt, berückt von landschaftlicher Schönheit und dem Entgegenkommen der Anderen, unvergeßlich glückliche Momente.

Seabrook mietet sich in Haiti zunächst standesgemäß ein Haus mit Personal. Da er sich besonders für die vor Fremden geheimgehaltenen afroamerikanischen Kulte interessiert, die bei Europäern sonst dämonische Phantasien beflügeln und als schrecklicher Aberglaube diffamiert werden, muß er eine Barriere des Mißtrauens überwinden, die ihn als Agenten der weißen Besatzer ausgrenzt; denn zu seiner Zeit kontrollieren die USA Haiti. Behutsam knüpft er Kontakte und gewinnt das Vertrauen einzelner Anderer. Als sich die Gelegenheit ergibt, kehrt er der Gemeinschaft seiner Landsleute den Rücken und quartiert sich in einem Bergdorf ein, wo eine Vodu-Priesterin ihn als Logiergast akzeptiert. Mit bescheidener Teilnahme am dörflichen Alltag macht er sich Freunde und wird schließlich in die religiöse Praxis eingewiesen. Herzlich verbunden mit seinen Gastgebern, wächst sein Verständnis für ihre Lebensart. Seine Einblicke enthüllen eine differenzierte Ordnung, auf die er sich durchaus einstellen kann, und widerlegen stereotype Vorstellungen. Mit der Adaptation wachsen seine Bindungen an den fremden Kontext und er fühlt sich darin zu Hause. Seine kulturelle Ambivalenz reflektiert er als persönlichen Fortschritt, der allenfalls das Verhältnis zu seinen Landsleuten belastet, die er aus der veränderten Perspektive um so kritischer sieht. Eher bedauert er, seine kulturelle Konditionierung nicht gänzlich ablegen zu können, um noch verbleibende Grenzen seines Verständnisses zu überwinden.

Fermor läßt sich auf seiner zwanglosen Odyssee von Insel zu Insel weniger von abgesteckten Zielen als von spontanen Beziehungen zu Einheimischen leiten. Aufgeschlossen für kommunikativen Austausch und gemeinsame Unternehmungen, versucht er besonders, Kontakte zu den Anderen zu knüpfen. Wo sich Wechselbeziehungen ergeben und ihm Zugang zum sozialen Geschehen eröffnen, bleibt er und zieht weiter, wo nicht. Anfangs fühlt er sich als Fremdkörper ausgegrenzt und langweilt sich auf ereignislosen Besichtigungstouren, aber mit der Zeit lernt er, sich besser auf die andere Lebensweise einzustellen und die Hürde seiner Marginalisierung als Fremder mit Einfühlung und Erwerb von Kenntnissen zu überwinden. Nicht überall gelingt ihm die Annäherung, vielfach findet er die Grenze zu den Anderen, die er überschreiten will, mißtrauisch gegen sich gekehrt, wie auf Barbados, wo es ihm nicht möglich ist, mit Schwarzen in Berührung zu kommen, weil die von seinen englischen Landsleuten etablierte Rassentrennung sich auch gegen ihn richtet. Doch in Trinidad und Haiti findet er Freunde, mit deren Hilfe sich ihm die Welt der Anderen erschließt. Einbezogen in den lokalen Kontext, läßt er sich von Kulturprodukten wie Calypso oder Vodu faszinieren und entdeckt neue Werte, die seine Weltansicht differenzieren. Grenzen seines Verständnisses findet er allerdings, wenn sein Streben

nach harmonischen Beziehungen zwischen verschiedenen Rassen und Kulturen von den Anderen in gegenrassistischer Abgrenzung enttäuscht wird, wie er es etwa mit Kariben und Rastas erlebt.

Carr, als Biologe auf Forschungsreise, um das Rätsel der Migration einer bedrohten Art Meeresschildkröten in der Karibik zu lösen, beschränkt seine Schilderung nicht etwa auf faktische Ergebnisse, sondern zeigt, wie seine detektivische Suche nach den Eiablageplätzen ihn in Kontakt zu Einheimischen bringt und in Abenteuer im Bereich anderer Kultur verstrickt. Um Hinweise von Fischern zu erhalten, muß er mit ihnen vertraut werden. Der Prozeß der Annäherung erweist sich immer wieder als langwierig und gewunden, abhängig ebenso von zufälligen Ereignissen wie von der Haltung des Ankömmlings und den Gepflogenheiten seiner Kommunikationspartner, bis aus persönlichen Verbindlichkeiten Mitteilungen erwachsen. Vielfach verlaufen seine Kontakte ergebnislos oder bringen ihn auf falsche Spuren. Doch den Nebenereignissen seiner Suche mißt er besonderen Informationswert bei: Sie bringen ihn insofern weiter, als er immer besser lernt, sich auf die anderen Bedingungen einzustellen. Seine Fahrten durch die Karibik erweitern so nicht nur sein Wissen über Schildkröten und Fischerei, sondern auch sein Verständnis für die Anderen und ihre unterschiedlichen Lebensweisen.

Bacon begleitet ihren Mann nach Guyana, der als Tiefbauingenieur dorthin entsandt wird, und schildert, wie sie den fremden Alltag meistert, der ihr einiges an Umstellung abverlangt, da sie plötzlich mit einer afrikanischen Köchin, einem indischen Chauffeur sowie einem indischen Gärtnerjungen zu tun hat, mit denen sie gerne auf deren Weise kooperieren möchte. Effizient wird die Zusammenarbeit erst, als sie Verständnis für ihren unterschiedlichen kulturellen Hintergrund entwickelt. Auf Ausflügen ins Landesinnere lernt sie zudem Indianer kennen, zu deren Lebensform sie sich besonders hingezogen fühlt. Das Erlebnis der Überschneidung verschiedener Kulturen fasziniert sie und läßt sie erkennen, daß es vor allem an ihr liegt, umzudenken und zuzulernen. Ihre Adaptation an die vielfältigen Umstände empfindet sie als persönliche Bereicherung, doch wird sie dabei auch der spannungsreichen Problematik gewahr, die mit der eingeführten rassischen und kulturellen Hierarchie zusammenhängt. In Konsequenz lehnt sie nicht nur die Privilegien ab, die Europäer für sich in Anspruch nehmen, sondern auch jede umgehetene Entwicklungshilfe von ihrer Seite; denn sie gewinnt die Überzeugung, nicht Imitation europäischer Überlegenheit, sondern nur kulturelle Autonomie könne Grundlage ausgeglichener wechselseitiger

Beziehungen sein. Umstellung hält sie für Europäer schon deshalb für unumgänglich, weil auch das assimilierte europäische Kulturgut sich in der Fremde eigengesetzlich verändere.

Fichte geht in der Karibik und Brasilien afroamerikanischen Religionen nach und beschreibt, wie er in mühseligen Versuchen das Vertrauen einzelner Eingeweihter gewinnt, die ihm Zugang zu den jeweiligen Kulten gewähren. In kurzen Notizen entwirft er ein differenziertes Bild des kulturellen Kontexts, an dem er teilnimmt, und reflektiert seine Eindrücke in ihrer ungereimten Komplexität, auch wenn sie sich eher zu einem widersprüchlichen als harmonischen Ganzen fügen. Obwohl er sich auf die Anderen einläßt, findet er die Überschneidung unterschiedlicher Kulturen unter dem Einfluß europäischer Vormacht von Interferenzen durchkreuzt, die es ihm erschweren, eine konsistente Ordnung auszumachen, auf die er sich einstellen könnte. In dem Umfeld verstrickter Gegensätze bilden afroamerikanische Kulte sowohl ein Forum der Identitätsfindung und des Widerstands gegen Unterdrückung als auch ein korruptes Machtinstrument. Begeistert von eigenständigen Kulturäußerungen, aber gleichzeitig abgestoßen von der Korruption, mit der viele Priester die Macht über ihre Anhänger mißbrauchen oder ihm Einblicke als exotische Attraktion feilbieten, wird er an die Grenzen seiner Adaptions- und Verständnisbereitschaft geführt, was er ebenfalls minutiös reflektiert. Auch wenn er die fremden Blickpunkte nicht immer teilen kann, lernt er dennoch, sich in dem verworrenen Durcheinander zurechtzufinden und auf die paradoxen Verhältnisse abzustimmen. Trotz Rückschlägen und Enttäuschungen macht er intensive Erfahrungen, die faszinierende Einblicke sowie mit einigen Anderen fruchtbaren menschlichen Austausch und bleibende Freundschaften beinhaltet, so daß er sich auch ihnen zugehörig fühlt.

Buch ist speziell an der politischen Wirklichkeit der um Eigenständigkeit bemühten Exkolonien interessiert. Doch will er nicht die Stimmigkeit seiner ideologischen Überzeugung überprüfen, die ihn sozialistischen Experimenten eher zuneigen ließe, sondern die alltägliche Realität der Anderen erleben. Kontakte zu ihnen erweisen sich auch mit der Bereitschaft zur Adaptation als schwierig. Denn entweder fällt der Austausch zu Bedingungen der Anderen sozialistischen Integrationsbestrebungen zum Opfer oder einer zynischen Willfähigkeit der vom Kapitalismus Entwurzelten, sich für die Verheißung einer Beteiligung am Konsum zu prostituiieren. Konfrontiert mit der Ubiquität technischer Zivilisation und eindimensionaler Fortschrittsideologie auch bei den von der Entwicklung Benachteiligten, die ihn in der Fremde nur ein anderes Gesicht der eigenen Kultur erfahren lassen, gesteht er seine Ratlosigkeit. Wenn es keine Alternativen mehr kennenzulernen gibt,

erscheinen ihm auch Reisen sinnlos. Seine Ambivalenz als Grenzgänger äußert sich weniger in erfolgreicher Integration bei den Anderen als in eingehender Reflexion seiner zwiespältigen Erfahrungen, die es ihm ermöglicht, sich auch auf widersprüchliche Verhältnisse einzustellen. Ambivalenz erkennt er auch bei den Anderen als Existenzbedingung, denn unter der fortgeschrittenen europäischen Vereinnahmung findet sich kein Spielraum mehr, wo sich andere Lebensformen ungehindert entfalten könnten. Selbst die sozialistischen Experimente Kubas und Nicaraguas hält er für Pyrrhussiege; denn ihre Autonomie weist in bezug auf die Anderen deutliche Entfremdungserscheinungen auf. Hinter der verwirrenden Heterogenität karibischer Verhältnisse erkennt er dennoch Züge einer spezifischen Kultur, die sich nachhaltig durch den Antagonismus von Herren und Sklaven geprägt zeigt. Fragwürdig wird ihm damit nicht so sehr das Verhalten der Anderen wie der europäische Einfluß.

Die neun Grenzgänger zwischen den Kulturen liefern Gegenbeispiele zum Muster, das von der Mehrzahl der Reisenden vorgegeben wird. Ihre Reisen finden zu ganz unterschiedlichen Zeiten und unter den verschiedensten Motiven statt und demonstrieren, daß prinzipiell von Anfang an und unter beinahe allen Voraussetzungen die Möglichkeit bestand, den Kontakt anders zu gestalten. Nur in der Epoche, als die Anderen als Sklaven hermetisch unter Verschluß gehalten wurden, klafft eine zeitliche Lücke, wo es offenbar nicht vorstellbar war, sich auf ihre Lebensform einzulassen. Doch auch nach der Sklavenbefreiung bleibt diese Art des Kontakts die Ausnahme. Wenn die Beispiele sich in jüngerer Zeit zu häufen scheinen, so ist daraus noch nicht zu schließen, daß sie Schule machten; denn im Verhältnis zum anwachsenden Reisevolumen erscheinen sie nach wie vor verschwindend. Die Schwierigkeiten, bei ihrem Vorhaben die Hürden äußerer und innerer Widerstände zu überwinden, sind für sie nicht geringer. Ihrem Diskurs zufolge scheint es sogar immer schwieriger zu werden, in dem Schmelziegel noch Eigenständiges kennenzulernen oder sich auf die von europäischem Einfluß deformierten Kulturäußerungen der Anderen einzustellen. Vergleichbar macht ihre unterschiedlichen und mitunter zwiespältigen Erfahrungen, daß sie anders mit der Problematik von fremden und zudem mit den eigenen im Widerstreit liegenden Verhältnissen umgehen. Sie weisen das Problem verfestigter Fronten weder den einen noch den anderen zu, sondern machen es zu ihrem eigenen. Ihre Adaptation umfaßt die Bereitschaft, sowohl die Anderen als Gleiche nach europäischem Kodex zu behandeln als auch wechselweise die Sitten anderer Kultur an sich selbst zu erproben. Dabei entwickeln sie eben jene Ambivalenz im Sinn doppelter kultureller Identifikation, die von

allen übrigen Reisenden so peinlich vermieden wird. Die Berührung mit dem Anderen geht für sie Hand in Hand mit einem Prozeß der Emanzipation von den einschlägigen Beschränkungen der eigenen Sozialordnung und der Konditionierung durch eine Denkweise, die nur Entweder-Oder zuläßt.

Schon das Vorverständnis von ihrer Reise wird weniger vom Willen zur Durchsetzung als von Rezeptivität bestimmt. Das verschriene Haiti als bevorzugtes Reiseziel unter ihnen verrät Offenheit für andere Verhältnisse, die in der unabhängigen "Negerrepublik" am ehesten zu erwarten sind. Ihr Interesse am Fremden lässt sie eigene Absichten zurückstellen sowie Verpflichtungen den Ihnen gegenüber relativieren und unter den veränderten Bedingungen vor allem selbstverantwortlich vorgehen. Abstimmung ihrer Ziele auf den karibischen Kontext geht ihnen vor Erfüllung von Weisungen oder Vorsätzen. Cabeza de Vaca macht von Anfang an seine Mißbilligung der draufgängerischen Vorgehensweise der Entdecker deutlich und zeigt auf, wie kopflos die ganze Expedition, gegen seine Einwände, mangels Adaptation an Land und Leute in den Untergang geführt wird. Carr stellt die Forderung nach objektivierender Distanz für Forscher in Frage und bricht eine Lanze für teilnehmende Beobachtung. Buch steht der Erfahrung des Fremden lieber begriffslos gegenüber, als Beurteilungsergebnisse im Rahmen von zweifelhaften Bezugssystemen zu liefern.

Selbständig ist auch die Art, wie sie ihre Erfahrungen in der Karibik machen. Sie lösen sich aus der Gemeinschaft von Europäern, deren dominierende Stellung das Verhältnis zu den Anderen belastet. Seabrook merkt bald, daß die Beziehungen zu den in Haiti stationierten Amerikanern für ihn weniger eine Hilfe als eine Einschränkung seines Erfahrungsspielraums bedeuten. Keinem von ihnen bleibt es erspart, sich als hilfloser Neuling zu fühlen, der sich erst orientieren lernen muß. Doch als Maßstab legen sie die Kultur der Anderen zugrunde, in denen sie, trotz aller ethnischen Heterogenität und der Dominanz europäischer Elemente, den maßgeblichen Teil der Bevölkerung sehen. Bei ihnen suchen sie Anschluß, verzichten aber darauf, sich Zugang auf herkömmliche Art zu erzwingen oder zu erkaufen, sondern bauen auf einvernehmlichen Austausch auf gleicher menschlicher Ebene. Fichte gibt an, daß er eben nur dort arbeiten konnte, wo man bereit war, freundschaftlich mit ihm zu kooperieren. Eigene Verunsicherung, Mißverständnisse, Frustration ihrer Bemühungen oder Zurückweisung gehören unvermeidlich zu ihren Erfahrungen. Doch sie erkennen darin eher eigene Anpassungsschwierigkeiten als unüberwindliche Gegensätze und versuchen sich mit dem Unbekannten vertraut zu machen. Ihr Verzicht auf die Offen-

sive verlangt ihnen meist geduldiges Warten ab, "bis das Fremde sich ihnen erschließt", wie Fichte es formuliert. Ihre Stärke liegt in eigener Flexibilität. Mit der Einstellung auf die anderen Bedingungen erwerben sie sich Vertrauen. Aus bescheidener Teilnahme am Alltag entspinnen sich Wechselbeziehungen. Kleine Zwischenfälle bieten ihnen Gelegenheit, mit einzelnen in Berührung zu kommen und Freundschaften zu schließen. Dagegen grenzt der Sonderstatus, der ihnen als europäischen Gästen oftmals eingeräumt wird, sie beharrlich als Eindringlinge aus. Fermor fühlt sich als Tourist vielfach schmerzlich vom sozialen Geschehen der Anderen ausgeschlossen. Bacon wird immer wieder ein Ehrenplatz zugewiesen, mit dem sich Erwartungen an sie verbinden, die sie beim besten Willen nicht erfüllen kann. Buch erlebt die Ehrerbietung ihm gegenüber in Haiti als Vorwand, unter dem er zur Kasse gebeten wird. – Doch schon die Freundschaft mit nur einem der Anderen ändert häufig die ganze Situation und bezieht den Ankömmling in das soziale Netz ein. Meist bleibt der Austausch der Grenzgänger mit den Anderen begrenzt und ihre Teilnahme am sozialen Geschehen marginal. Nur Cabeza de Vaca ist darauf angewiesen, sich seinen Lebensunterhalt bei den Indianern zu verdienen. Aber schon die Aufnahme freundschaftlicher Beziehungen legt die Grundlage für ihr Zugehörigkeitsgefühl. Reziproke Bindungen verankern sie in dem fremden Kontext und bilden den Schlüssel, der ihnen weitere Türen öffnet. Solange die Kontakte sich in der Balance halten, steht ihnen die Fremde offen. Die Kooperation erweist sich letztlich auch für ihre eigenen Vorhaben als fruchtbar: Mit Hilfe von Freunden wird Cabeza de Vaca sicher nach Mexiko geleitet, löst Carr das Rätsel der Schildkrötenmigration, werden Descos, Seabrook und Fichte in afroamerikanische Kultur eingeweiht.

Aus der Partizipation erwächst ein neues Verständnis für andere Lebensformen. Sie erkennen darin nicht wie üblich ein einziges Chaos, sondern differenzierte Regeln und begreifen auch Produkte kultureller Vermischung als eigengesetzlich. Pauschale Beurteilungen oder Korrekturvorschläge nach europäischem Schema liegen ihnen fern. Denn die vermeintliche Primitivität des Anderen offenbart sich ihnen um so vielfältiger und komplexer, je näher sie damit vertraut werden. Übereinstimmend geht es ihnen nicht darum, die andere Ordnung eigenen Vorstellungen gefügig zu machen, sondern sie selbst benutzen zu lernen wie eine fremde Sprache. Aus dem Prozeß der Verständigung erwächst zunehmend Verständnis für den kulturellen Kontext, das sich auch praktisch umsetzen läßt. Cabeza de Vaca adaptiert indianische Heilverfahren, Hearn orientiert sich an kreolischen Verhaltensregeln. – Jeder von ihnen entdeckt faszinierende kulturelle Werte im Anderen, unter Maßgabe derer

Fertigkeiten kultiviert werden, die sie selbst nicht besitzen und auf die sie sich gerne einstellen. Doch keiner erlebt karibische Verhältnisse als ungetrübte exotische Idylle. Denn unweigerlich stoßen sie auch auf problematische Aspekte, mit denen sie sich nicht ohne weiteres anfreunden können. Mit ihrer Adaptation verlangen sie von sich keine unkritische Anpassung an fremde Verhältnisse. Wenn sie auch eigene Vorstellungen zurückstellen, um die fremden zu erfassen, so entsagt doch keiner seiner kulturellen Formation, um die andere irreversibel zu übernehmen. Persönliche Unabhängigkeit, die sie sich schon europäischen Konventionen nicht blindlings konform verhalten lässt, bewahren sie sich auch im fremden Kontext. Ihr Verständnis ist ein differenzierendes. Fremdartiges wird nicht der eigenen Ordnung entgegengesetzt, sondern die Eindrücke perspektivisch in Zusammenhang gebracht. Gerade der Versuch, das Andere holistisch zu begreifen, macht ihnen bewußt, wie fragmentarisch ihre Einblicke sind, und lässt sie auf den übergeordneten Standpunkt besseren Wissens verzichten. An Stelle einer fixen Stellungnahme für oder wider das Fremde tritt Selbstreflexion: Sie zeichnen auf wie sie ihr Verständnis gewinnen und erkennen dabei, welche Rolle ihre eigene Haltung bei der Erfahrung des Unbekannten spielt. Da sie kulturelle Merkmale, bei sich wie bei den Anderen nicht als unabänderliche Gegebenheiten zu betrachten lernen, sondern als Produkte spezifischer Wechselbeziehungen, wird auch ihre Einstellung dazu veränderlich. Sie lernen sich in die Perspektive der Anderen zu versetzen, identifizieren sich bis zu gewissem Grad mit ihrer Kultur und fühlen sich entsprechend auch ihnen gegenüber verantwortlich. Cabeza de Vaca ist Rücksicht auf die indianischen Interessen auch nach Rückkehr zu den Spaniern selbstverständlich. Hearn vermittelt eine weitgehend verinnerlichte Sicht kreolischer Lebensart der Afrikaner. Seabrook berücksichtigt das religiöse Selbstverständnis seiner Vertrauensleute auch in seiner Darstellung und reflektiert, inwiefern er selbst der Wirkung eines magischen Amulets vertraut, das ihm verliehen wird. – Als unvereinbar mit ihrer erweiterten Weltsicht erweisen sich weniger die fremden als die europäischen Verfahrensweisen. Cabeza de Vaca kommt in Konflikt mit den Spaniern, die ihn aufgrund seiner Vertrauensstellung bei Indianern zur Sklavenjagd verpflichten wollen. Bei Fermor wächst die Abneigung gegen rassistische Europäer zu unüberbrückbarer Distanz. – Europäische Dominanzansprüche über die Fremde und die Maßnahmen kultureller Vereinheitlichung werden ihnen fragwürdig. In der Asymmetrie der Beziehungen zu den Anderen und der Beschränkung eigenständiger Kulturentfaltung unter der etablierten Ordnung erkennen sie einen Widerspruch zu den deklarierten Entwicklungsbestrebungen. Denn ihren Erfahrungen zufolge ist weder Kontrolle noch Angleichung der Verhältnisse nötig, um miteinander zu kooperieren, sondern nur die menschliche Fähigkeit, sich

umzustellen. Assimilation unter Strukturbedingungen, die Farbige fortgesetzt ausgrenzen, lernen sie hingegen als Verlust kultureller Identität zu verstehen, der bewirkt, daß mit den Betroffenen weder nach Regeln der aufgegebenen noch der angestrebten Lebensweise umzugehen ist. Seabrook erkennt einen unauflöslichen Widerspruch zwischen dem Fortschritt, den die Amerikaner Haiti verheißen, und dem Verlust kultureller Eigenständigkeit, den er bedeutet. Bacon sieht die Anderen von der Entwicklung Guyanas auf eine Art entwurzelt, die sie weder befähigt, europäischen Maßstäben gerecht zu werden, noch eigene beizubehalten. Buch erschwert die zynische Imitation des europäischen Vorbilds, die aus hoffnungsloser Abhängigkeit und gesellschaftlichem Druck resultiert, die Einstellung auf die Anderen.

Die Reisebeschreibungen der Grenzgänger sind deutlich mehr auf die Darstellung des Anderen gerichtet als auf eigene Selbstdarstellung. Nur Cabeza de Vaca fühlt sich verpflichtet, Rechenschaft abzulegen und über sein Schicksal hinaus den Verbleib der verschollenen spanischen Expedition zu erklären. Reisepropaganda klingt allenfalls bei Descos und Fermor an, die ihr Beispiel indirekt zur Nachahmung empfehlen. Doch werden karibische Verhältnisse auch nicht unter dem Gesichtspunkt sachlicher Information abgehandelt, die ihrer Verwertung dienlich wäre oder gegen ihre Bewohner verwendet werden könnte. Cabeza de Vaca versucht die Indianer vor dem Zugriff der Spanier in Schutz zu nehmen, indem er ihre christliche Prädisposition betont und jegliches Vorkommen von Reichtümern bei ihnen leugnet. Hearn rehabilitiert Afrikaner und Mulatten nachdrücklich von stereotypen Vorurteilen. – Im Brennpunkt steht bei ihnen vielmehr die Einstellung auf die anderen Verhältnisse. Mit der Schilderung, wie sie mit anderer Kultur zurechtkommen, widersprechen sie sowohl dem konventionellen Bild von der Karibik als auch dem gängigen europäischen Selbstverständnis. Mit dem eigenen Umdenken im Verhältnis zu den Anderen propagieren sie gleichzeitig deren Autonomie. Ihre Darstellungen üben Kritik am europäischen Vorgehen nicht im Sinn einer Reform zur besseren Integration des Anderen, sondern setzen ein grundlegend anderes Verständnis dagegen, das in seiner Konsequenz symmetrische Wechselbeziehungen auf der Grundlage unterschiedlicher Kulturvorstellungen propagiert. Die Bereicherung menschlicher Möglichkeiten der Kooperation durch Umstellung auf eine andere Kultur, die sie demonstrieren, wirkt als gezielter Widerspruch gegen eine umfassende Ordnung, die Überschneidungen zwischen den unterschiedenen Einheiten auszuschließen bemüht ist. Kritische Einsichten vermittelt vor allem ihr eigenes Beispiel, das die Unumgänglichkeit der europäischen Ordnung der Dinge widerlegt und darüber hinaus

die Blindstellen herkömmlicher Beschreibungen von karibischen Verhältnissen offenbart. – Ambivalenz ist auch in bezug auf die Richtung auszumachen, in der sie ihre Information vermitteln; denn auch die Anderen werden als mögliche Adressaten berücksichtigt. Bacon nimmt sich den Anstoß zu Herzen, den außenstehende Beobachter üblicherweise bei den Einheimischen wegen Verzerrung in der Darstellung erregen. Buch wendet sich mit seinen kritischen Reflexionen auch an die Bewohner der Karibik, denn er sieht es als Teil des Austausches an, ihnen den fremden Blick des Reisenden zu unterbreiten. Umgekehrt wird das Bemühen um Authentizität der Darstellung in Fermors Fall auch von dem aus Guyana stammenden Mittelholzer, der selbst als Autor hervortritt, gewürdigt.<sup>3</sup>

Die Texte der Grenzgänger sind schon deshalb die interessantesten, weil ihre von Erfahrungen unterwegs geänderte Perspektive auch das vermeintlich Bekannte in neuem Licht erscheinen läßt. Authentizität gewinnen ihre Darstellungen nicht wie üblich durch die Übereinstimmung mit einem im europäischen Diskurs festgeschriebenen Bild karibischer Verhältnisse, sondern durch den Umstand, daß sie bis zu gewissem Grad auch mit der Sicht der Anderen übereinstimmen. Die Eigentümlichkeiten karibischer Lebenszusammenhänge erhalten durch Selbstreflexion der Autoren unter veränderten Bedingungen eine innere Dimension. Die Tatsache, daß sie auf komplexere Weise damit in Verbindung stehen, versetzt sie als einzige in die Lage, auch einen anderen Horizont zu vermitteln.

\*\*

Aus dem Diskurs der Experimentierfreudigen unter den Reisenden sind vor allem Schwierigkeiten zu ersehen, in der Karibik mehr als ein anderes Gesicht europäischer Kultur zu erfahren. Mehrheitlich geht aus ihren Darstellungen hervor, daß Reisende die eigene Kultur in der Fremde, auch wenn sie wollen, nicht ohne weiteres überschreiten können. Der zeitlichen Folge ihrer geschilderten Bemühungen ist darüber hinaus zu entnehmen, daß es, trotz der geschaffenen Verflechtungen, in vieler Hinsicht immer schwieriger wird, den Anderen näherzukommen. Aber gleichzeitig werfen sie ein anderes Licht auf die Problematik der Verhältnisse. Denn während das Gros der Reisenden das Befremdliche daran den Anderen zuschrieb, so zeigt sich bei ihnen, daß es umgekehrt eher von der Haltung der Europäer ihnen gegenüber ausgeht. Bei ihren Versuchen, unprätentiös mit den Anderen in Berührung zu kommen, erfahren sie gleichsam den Rückschlag kolonialistischer Verfahrensweisen.

---

<sup>3</sup> E. Mittelholzer, *With a Carib Eye*, 11.

Von Anfang an durchkreuzen willkürliche Feindseligkeiten der Entdecker die Möglichkeit einvernehmlichen Austausches mit den überwiegend friedfertigen Einheimischen in der Karibik. Die Provokation kriegerischer Auseinandersetzung schafft verhärtete Fronten, die auch andersdenkenden Europäern eine Annäherung auf eigene Faust erschweren. Der Opportunismus der Mehrheit, die den Kontakt nach Belieben zum eigenen Vorteil ausnützt, untergräbt das Vertrauen, das sich einige mühselig bei den Anderen zu erwerben bemühen. Unbelastete Beziehungen sind bald nur noch möglich, wenn noch keine anderen Europäer vorher da waren oder unvermittelt in die Quere kommen. Mit dem Konflikt verschärft sich auch die Intoleranz der Europäer gegen Dissidenten von der eingeschlagenen Linie der Eroberung und macht Fraternisieren mit den zu Feinden Erklärten zunehmend prekär. Solange die Bemächtigung noch nicht abgeschlossen ist, verbleiben für entschlossene Außenseiter, die den Vorstoß in unwegsame Rückzugsgebiete soweit scheuen wie Sanktionen von europäischer Seite, jedoch noch Freiräume, mit den Anderen zu Bedingungen ihrer Kultur in Berührung zu kommen.

Als die Karibik fest in europäischer Hand und territorial aufgeteilt ist, fällt die Kultur der Unterworfenen strengen Restriktionen zum Opfer. Extensive Kolonisierung zerstört die Lebensgrundlage der verbliebenen "Wilden" und entmachtet ihre Kultur als gangbare Alternative. Zunächst verdrängt in abgelegene Enklaven, werden sie früher oder später von der Zivilisation ereilt und geraten in Abhängigkeit, die sie zu gradueller Anpassung verurteilt oder überrollt. Bei den versklavten Afrikanern werden eigenständige Kulturäußerungen von vornherein unterbunden. Als Rebellion gegen Zucht und Ordnung beargwöhnt, können von ihnen nur im Geheimen Bruchstücke eigener Traditionen erhalten werden. Der kontinuierliche Widerstand gegen die Knechtschaft schützt bis zu gewissem Grad gegen den Verlust eigener Identität und belebt geheime Kulte sowie inventive Vermischung kultureller Elemente, unter deren europäischem Äußeren sich afrikanische Bedeutungsinhalte verbergen lassen. Doch selbst für wohlgesinnte Außenstehende präsentiert sich fremde Eigenart, deren Grundlage in den Untergrund abgedrängt ist und nicht offen und selbstbewußt zutage treten kann, nicht mehr als andere Kultur, sondern erscheint von Verfall gezeichnet oder entartet. Massive Unterdrückung verhindert freien Austausch mit den Versklavten. Der Umgang mit den ausgegrenzten "Wilden" ist von bindenden Verordnungen auf zivili-satorische Maßnahmen eingeschränkt. Wer sich nicht von Rücksichten auf die Kolonialpolitik leiten oder von drohenden Sanktionen der Kolonialherren gegen Aufrührer abschrecken läßt, scheitert in der Regel an den Schutzmechanismen der Anderen, die Denunziation

geheimer Praktiken fürchten müssen und berechtigtes Mißtrauen gegen Weiße hegen, die sich ihnen als Freunde andienen.

Die Emanzipation entbindet die Afrikaner zwar von der Sklaverei, aber auch als Freie hindert die bestehende Ordnung sie daran, nach eigenen Vorstellungen zu leben. In einer nach abendländischen Richtlinien verwalteten Welt wird weiterhin vor allem Anpassung von ihnen gefordert und ihr Recht auf Selbstbestimmung eingeschränkt, um sie anzuregen, sich der Gleichstellung durch fügsame Unterordnung würdig zu erweisen. Andere Kultur bleibt in die Reservate der "Wilden", ländliche Gegenden oder den häuslichen Bereich verbannt. In der Öffentlichkeit gilt das europäische Vorbild als bindend. Sozialer Aufstieg ist nur für Assimilierte möglich. Unter gesellschaftlichem Druck zu unerwünschten Subkulturen degradiert, fallen fremde Traditionen zunehmender Fragmentierung zum Opfer. Konkurrierende Imitation europäischer Verfahrensweisen korrumpt die Entwicklung eigenständiger Alternativen, die aus kultureller Vermischung hervorgehen. Aufgespalten in ethnische Gruppen, gelingt es den Anderen nur durch ambivalente Adaptation verschiedener Kulturtraditionen, der Preisgabe eigener Identität bis zu gewissem Grad zu entgehen. Die Mehrdeutigkeit fremder Verhaltensweisen unter Bedingungen defensiver Selbstbehauptung desorientiert auch die aufgeschlossenen Besucher. In der verwirrenden Situation, wo Relikte anderer Traditionen ihre Vertreter nicht mehr zur Selbsterhaltung befähigen und verzweifeltes Fortschrittsstreben nach europäischen Vorgaben die von der Entwicklung Benachteiligten zum Verzicht auf eigene Lösungen für die Probleme ihrer Existenz bewegt und der Prostitution im weitesten Sinn willfährig macht, weiß kaum einer mehr, wie er sich auf sie einstellen sollte.

Wechselseitigem Austausch stehen heute in Form von wirtschaftlicher Abhängigkeit, rassischen Vorbehalten und Verlust kultureller Identität offenbar ebenso einschneidende Hindernisse entgegen wie ehedem räumliche Entfernung und ideologische Geschlossenheit. Galten die unterschiedenen Kulturreiche vormals als gänzlich getrennt, so erscheinen die Anderen inzwischen als gänzlich in der übergreifenden Zivilisation nach europäischem Muster enthalten, wenn auch untereinander ethnisch dividiert und auf verschiedene Zivilisationsstufen verwiesen. Trotz internationaler Verflechtung weitet sich die Kluft zwischen Entwickelten und Unterentwickelten. Von der Unüberbrückbarkeit der Gegensätze auf die Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse zurückgeworfen, verzichtet der Großteil der Aufgeschlossenen resigniert auf die Freiheit, außerhalb der eigenen Gemeinschaft Kontakte anzuknüpfen. Überzeugt von der zivilisatorischen Rückständigkeit der Anderen, da sie

eigenständige Kulturimpulse von ihnen vermissen, negieren sie bei der Kritik an den Einschränkungen der geschaffenen Herrschaftsstruktur meist auch die Freiheit der Anderen auf divergierende Entwicklungsziele. Der ehrenwerte Versuch, mit einem Appell an bewährte Prinzipien der Menschlichkeit die eigene Partei als ganze zur Aufnahme symmetrischer Beziehungen mit ihnen zu bewegen, resigniert vor einer Wirklichkeit, die unwiderruflich von Ordnungsprinzipien strukturiert erscheint, die keine Überschneidung verschiedener Kulturen zulassen. Denn ihr Konzept der Gleichstellung überdeckt zwar die Schärfe der Einschränkung mit erleichterten Bedingungen der Angleichung, die den Anderen die Segnungen der Zivilisation ungehindert zukommen ließen, aber das Axiom des Baumes wird dennoch erfüllt.

Die Erfahrungen der Grenzgänger machen deutlich, daß Aufgeschlossenheit nicht hinreicht, um die Anderen zu verstehen. Verständnis muß mit der Einstellung auf die fremde Wirklichkeit erworben werden. Ohne mit ihren Lebensumständen vertraut zu werden, sind die Antworten, die sie auf die Probleme ihrer Existenz finden, schwer nachvollziehbar. Die komplexen Zusammenhänge, die ihre Lebensform bestimmen und spezifische Kulturprodukte sowie soziale Charakteristiken hervorbringen, sind für Außenstehende nicht voraussetzungslos einsehbar. Ohne Verständigung mit Vertretern anderer Kultur bleibt Verständnis für sie eine leere Behauptung. Wie es sinnlos ist vorzugeben, eine andere Sprache zu verstehen, so sind auch Elemente anderer Kultur, die mit dem Teilkreis Sprache nur mittelbar in Zusammenhang stehen, nicht wirklich verstehbar, wenn das System ihrer Benutzung nicht erlernt wird. Erfahrungen mit anderer Kultur sind nicht einfach Stück für Stück zu sammeln und in Gegenüberstellung zum Gewohnten zu ermessen, sondern hängen entscheidend von eigener Adaptation ab. Auch die Summe beobachteter Einzelheiten ergibt noch keine Ganzheit. Die Analogie mit der Sprache verdeutlicht nicht nur, daß Verständnis mit eigenen Fertigkeiten zu tun hat, sondern auch, daß es nicht notwendig ist, sich der einen zu entledigen, um eine andere zuzulernen. Denn es lassen sich durchaus mehrere in das Programm eines Sprechers aufnehmen und wechselweise in entsprechendem Zusammenhang einsetzen. Austausch mit den Anderen zu exotischen Bedingungen, einerlei wie archaisch ihre Kultur erscheinen mag, bedeutet demnach nicht etwa einen kulturellen Abstieg oder Verlust, wie immer befürchtet, sondern eine Erweiterung eigener Fähigkeiten und beinhaltet insofern ein Mehr an Kultur. Die Umstellung auf andere Sicht- und Verhaltensweisen ist unweigerlich mit einem Lernprozeß verbunden, der Geduld und Motivation

sowie die Anleitung von Einheimischen erfordert. Eine zusätzliche Komplikation stellt dabei die Verflechtung von Kulturen in der Karibik dar. Denn bei aller ethnischen Vielfalt sind unterschiedliche Lebensformen immer weniger als eigenständig zu erkennen. Nicht nur die Vielfalt von Überschneidungen und Vermischung erschwert die Einstellung auf die Wirklichkeit der Anderen, sondern vor allem die Tatsache, daß der beherrschende europäische Einfluß jede kulturelle Identität für sie beeinträchtigt. Mißtrauen, Verstellung oder brüskie Gegenreaktionen von ihrer Seite sind bei den vorherrschenden Bestrebungen, aus den Wechselbeziehungen mit ihnen Vorteil zu ziehen, kaum verwunderlich. Wenn ihnen kulturelle Abweichungen permanent zum Nachteil ausgelegt und zu ihrer Niederhaltung verwendet werden, spiegelt zynische Orientierung am europäischen Beispiel in erster Linie die Ausweglosigkeit, ihr Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Unter diesen Umständen sind vorbehaltlose Offenheit und Vertrauen kaum zu erwarten, sondern müssen gewonnen werden. Im Widerspruch zu aller Vereinheitlichung wachsen mit der Komplexität der Verflechtung die Anforderungen an Vielseitigkeit und Einfühlungsvermögen für den, der karibische Verhältnisse verstehen will.

Karibische Wirklichkeit stellt sich für diejenigen, die sich eingehender damit vertraut machen, nach wie vor als komplexe Kulturvielfalt dar. Sie erleben zum Teil archaische Lebensformen, die sich weitgehend vom europäischen Muster unterscheiden, aber überwiegend solche, die eng mit europäischer Lebensart verwoben sind und dennoch nicht gänzlich unter ihrem Einfluß stehen. Anstelle eines linearen Prozesses allmählicher Assimilierung der Anderen an das vom jeweiligen Mutterland vorgegebene Kulturmodell stellen sie einen Prozeß der Kreolisierung fest, bei dem aus der Vermischung von Kulturelementen und Traditionen aus verschiedenen anderen Kulturreihen, aus denen die Bevölkerung zusammengewürfelt wurde, eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensweisen und Kulturprodukte in dichter Überschneidung hervorgeht. Der vorherrschende europäische Einfluß kann mit Nachdruck auf bindenden Normen und einheitlichem zivilisatorischen Fortschritt die Entwicklung eigenständiger sozialer Organisationsformen, die dem uneinheitlichen Lebensgefühl der ethnisch heterogenen Bewohner und den spezifischen Bedingungen ihrer natürlichen Umgebung und sozialen Wirklichkeit angemessener wären, zwar einschneidend behindern, aber nicht gänzlich unterdrücken. Ein Konsens ist gerade unter der Voraussetzung einer steilen gesellschaftlichen Rangordnung mit strenger Abgrenzung nach rassischen Kriterien, wie sie der Kolonialismus hinterlassen hat, nur schwer zu erreichen. Vielmehr steht die divergierende Suche nach kultureller Identität im Verhältnis zur Beeinträchtigung, die

die Anderen dabei erfahren. Obwohl die Ansätze zu kultureller Diversifikation in ihrer Entfaltung zugunsten von übergeordneten europäischen Entwicklungszielen wirksam gehemmt werden, finden adaptierte Reisende den angestrebten "internationalen Standard" keineswegs in jeder Hinsicht überlegen, sondern entdecken soziale Werte in den kulturellen Besonderheiten fremden Alltags, die über europäische Vorgaben hinausgehen, besonders was die Qualität menschlichen Umgangs miteinander oder mit der Natur betrifft. Folgerichtig muß unter diesem Blickwinkel fragwürdig erscheinen, daß fortschrittliche Entwicklung nur auf europäische Weise zu erzielen sein und auf eine einheitliche Zielvorstellung konvergieren sollte. Infolge ihrer Verbundenheit mit einzelnen Anderen entwickeln die Grenzgänger nicht nur selbst eine gewisse Ambivalenz, sondern auch die Denkweise der Ansammlung von Kulturen weist eine komplexere Struktur auf, die Überschneidungen beinhaltet und damit dem Axiom des Halbverbandes entspricht. Bei ihnen zeigt sich sowohl, daß die Überschneidung von Kulturen in der Karibik eine wesentliche Rolle spielt und auch die vielfältige kulturelle Vermischung eigenständige Produkte hervorbringt, als auch, wie verhängnisvolle Folgen die Einschränkung dieser Möglichkeit, unterschiedliche Kulturvorstellungen zu entwickeln, zeitigt. Denn wenn die Karibik notorisch mit Problemen wie sozialen Gegensätzen, Unterentwicklung oder Außenabhängigkeit zu ringen hat, zeugt dies eher von einer Reproduktion kolonialer Strukturen als von Autonomie.

So außergewöhnlich Einstellung und Einsichten der vereinzelten Grenzgänger im Verhältnis zur überwältigenden Mehrheit von Reisenden auch erscheinen müssen, die eigene Umstellung verweigern und auf Anpassung der Anderen bestehen oder vor den Komplikationen resignieren, die sich ihnen in den Weg stellen, für sich besehen, nehmen sich Adaptation an fremde Verhältnisse und differenzierendes Verständnis dafür nicht mehr als nahe liegend und angemessen aus. Das eigene Verhalten auf andere abzustimmen, mit denen man in Berührung kommt, kann nur als grundlegende Bedingung menschlicher Kooperation betrachtet werden und wird auch von ihnen nur als selbstverständlich angesehen, zumal sie auf Entdeckung gehen. Ihre Erfahrungen geben ihnen insofern recht, als sie die einzigen sind, denen sich eine andere Welt auftut: Sie lernen Neues nicht nur kennen, sondern auch verstehen, indem sie ihren geistigen Horizont mit der Perspektive der Anderen erweitern, und kommen mit karibischen Verhältnissen zurecht, indem sie das gewonnene Wissen auf sich selbst anwenden. Verwunderlich muß eher die Erfahrungshaltung der Mehrzahl von Reisenden erscheinen, die ihre geistige Offenheit, Neues zu lernen, in steter Regelmäßigkeit rigorosen Beschränkungen unterwerfen und den gedanklichen Kunstgriff, der erlaubt,

komplexe Zusammenhänge vereinfachend zu strukturieren, zu einer bindenden Konvention machen, obwohl das Fremde ihnen damit verschlossen bleibt. – Der entscheidende Nachteil einer Art zu reisen, die mit einem beschwerlichen Lernprozeß verbunden ist, liegt darin, daß sie nicht mit dem Machtstreben zu vereinbaren ist, wie es den europäischen Vorstößen in die Fremde vorrangig zugrunde liegt. Wen nicht Erkenntnisinteresse und Bemühung um Austausch, sondern der Anspruch bewegt, sich die Entdeckungen in konkretem Sinn anzueignen und den eigenen Willen auch gegen den Widerstand der Betroffenen durchzusetzen, dem bietet eine Denkweise Vorteile, die komplexe Wirklichkeit so übersichtlich strukturiert, daß sie leicht zu handhaben und damit beherrschbar wird. Denn Einsichten, wie die Grenzgänger sie vermitteln, lassen sich schwerlich gegen die Anderen einsetzen und machen den Kontakt zwar reichhaltiger, aber auch um ein Vielfaches komplizierter. Ihre Erfahrungen zeigen einerseits, daß man sich sogar an ganz andere Lebensformen adaptieren und selbst Verhältnisse verstehen kann, die komplexe Kulturverflechtungen aufweisen, doch andererseits machen sie klar, daß das Andere nicht beliebig konsumierbar ist. Der Versuch, jedes beliebige Ziel oder die ganze Welt zu bereisen, läßt die begrenzte Lernfähigkeit jedes einzelnen außer acht und kann nur mit der Anmaßung unternommen werden, daß die unterschiedlichen Verhältnisse sich den eigenen Absichten unterwerfen und den eigenen Ansprüchen anpassen lassen.

Die konstante Disproportion zwischen der Masse von Reisenden, die daran festhalten, daß die Fremde sich ihren Ansprüchen zu fügen hat, und den wenigen, die versuchen, sich fremden Verhältnissen zu adaptieren, verrät, wie ungünstig die Aussichten stehen, daß sich die eingeführte Denk- und Handlungsweise ändert. Die Erfahrungen der Ausnahmen besagen nicht mehr, als daß eine entfernte Möglichkeit besteht, auf Reisen Sinn für andere Kultur zu entwickeln. Die kritischen Anstöße ihres Diskurses gehen unter, übertönt von den zahlreicherer Stimmen derer, die in der Fremde unermüdlich ihren Vorteil suchen. Sie durchsetzen zwar das Unterfangen europäischer Expansion mit begründeten Zweifeln, aber der Konsens zur Beibehaltung einer Vorgehensweise, mit der ein Entwicklungsvorsprung allen Anderen gegenüber zu erreichen war, stellt sich davon ungebrochen dar. Obwohl vielfach auf ihre eingehenderen Erfahrungen Bezug genommen wird, bekleiden sie nicht mehr als eine Alibifunktion. Ein generelles Umdenken der Europäer erscheint jedoch unwahrscheinlich, zumal das bewährte Muster bequem beizubehalten ist. Ein Prozeß mühseliger Umstellung auf andere kulturelle Verfahrensweisen kann schwerlich zur Regel wer-

den, wenn die Welt Europäern zu Füßen liegt. Kaum irgendwo ist es mehr notwendig, auf "internationalen Standard" zu verzichten, da die europäische Form der Zivilisation schon überall imitiert wird. Der Gedanke an eine Kulturvielfalt, die nur durch vielseitige eigene Fertigkeiten erfahrbar wird, muß all denen fernliegen, die sich die Freiheit des Reisens extensiv vorstellen. Nur bei den wenigsten ist Motivation sowie Geduld zu erwarten, sich auf die vom Fortschritt Überrundeten einzustellen oder gar etwas von ihnen zu lernen. Das Selbstverständnis gewonnener Überlegenheit, die sich zum eigenen Vorteil ausnützen läßt, feit gegen eine exotische Versuchung, bei der man in Gefahr gerät, den Verlierern zugerechnet zu werden. Der wachsende Abstand zu den Unterentwickelten fixiert die Überzeugung, nur von ihrer Seite könne eine Umstellung erfolgen. Obwohl die Hürde nicht weniger Adaptation von einer Seite verlangt als von der anderen, wird aus arrivierter Position lieber verweigert, was man von den Anderen verlangt. Ein Leben unter "Primitiven" erfordert Fähigkeiten, deren Erwerb "Zivilisierte" zu blutigen Anfängern macht, und wird immer unvereinbarer mit europäischen Gewohnheiten, vordringlichen Bedürfnissen und begrenztem Urlaub, selbst wenn exotische Länder begeistert aufgesucht werden. So steigt die Anzahl angebotener Reiseziele zwar ins Beliebige, die Wahrscheinlichkeit, unterwegs andere Kultur zu erleben, wird jedoch verschwindend. Die Fremde bleibt so verschlossen wie eh und je.

Auch wider Willen finden sich Reisende in der Fremde mehr und mehr von einförmig technischer Zivilisation umgeben und vom Fortschrittsstreben der Anderen verfolgt, als wären von ihnen keine eigenständigen Impulse mehr zu erwarten während innerhalb Europas um die Überwindung von Strukturen gerungen wird, die vom Prinzip klarer Abgrenzung oder vollkommener Unterordnung getragen werden, nimmt in Übersee die Durchsetzung übersichtlicher Verhältnisse nach dem einfachsten Ordnungsprinzip ihren Fortgang. Eine Lebensgestaltung nach anderen Vorstellungen oder nur spezifischen Bedürfnissen gemäß stellt sich aussichtslos dar. Reduziert auf gesellschaftliche Nischen und soziale Teilbereiche, verfällt andere Kultur in der Karibik. In Abhängigkeit verstrickt und mit Verheißung von Beteiligung am Konsum bei Anpassung an die Erfordernisse des Weltmarkts hingehalten, aber ethnisch dividiert und in Rangordnungskämpfe untereinander verwickelt, nimmt auch bei den Anderen eine eurozentrische Orientierung überhand. Das vielfältige Streben nach Autonomie konvergiert auf Imitation dessen, was so persistent vorenthalten wird. Die zermürbende Warteposition macht willfährig, das Streben nach Eigenständigkeit und Selbstachtung preiszugeben, wenn die Richtung sozialer Entwicklung ohnehin von europäischen Vorgaben determiniert erscheint. Doch stellt ihre Zukunft sich von falschen Hoff-

nungen programmiert dar, wenn sie dabei auf eigene Lösungen für die Probleme ihrer Existenz verzichten. Denn die Aussichten auf Fortschritt nach europäischem Muster sind für die Anderen ebenso gering wie die auf Entwicklung eigenständiger Alternativen. Die Nachahmung des europäischen Vorbilds fixiert sie in ihrer unterlegenen Position. Immer sind die Entwickelteren ein Stück voraus, die leitenden Stellen schon besetzt, nicht genug Mittel zum Aufbau konkurrenzfähiger Wirtschafts- und Sozialsysteme verfügbar. Der Anschluß an die Entwicklung bleibt unerreichbar. Die wachsende Kluft und ihre beschränkten Lebensverhältnisse veranlassen die von der Entwicklung Benachteiligten in steigender Zahl zum Exodus nicht nur aus der Karibik, um ins Zentrum des Reichtums und der Macht vorzustoßen und in den Metropolen die Verheißung von Wohlstand und besseren Lebensbedingungen einzulösen. Noch sind ihre verzweifelten Ausbruchsversuche in der Regel zum Scheitern verurteilt; denn die Freizügigkeit, die Europäer mit den geschaffenen globalen Verbindungen für sich in Anspruch nehmen, wird ihnen in umgekehrter Richtung nur in streng eingeschränktem Maß gestattet. Auch als Assimilationswillige scheitern sie unter der etablierten Herrschaftsstruktur an der eingefleischten Intoleranz gegen Überschneidung mit fremden Elementen, nur in ungleich größerer Zahl als ihre experimentierfreudigen europäischen Besucher. Doch motiviert der auf ihnen lastende Druck sie ungleich stärker, die Hindernisse zu überkommen, und, im Gegensatz zu Europäern, scheuen sie nicht vor kultureller Ambivalenz, sondern adaptieren sich den vorgefundenen Verhältnissen in oft verwirrender Vielseitigkeit. – Wenn keine kulturellen Alternativen zur industriellen Zivilisation mehr bestehen, so kommen ihre enteigneten exotischen Vertreter potenziert auf uns zurück. Eingekreist und belagert von einer vielfachen Überzahl erbitterter Nachahmer, werden die Europäer schließlich in ihren eigenen Bastionen von den Fremden ereilt, über die sie sich mit beschränkender Denkungsart hinwegsetzen zu können glaubten. Das Verdrängte kehrt auf höherer Stufe zurück.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> vgl. H.M. Enzensberger, "Eurozentrismus wider Willen" in *Transatlantik*, Nr. 10 (München, 1980), 62-67.